1,70 DM / Band 16
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Die Prophezeihung

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115



Band 16

Die Prophezeiung

Der Augenblick der Rache war gekommen. Er wußte längst nicht mehr, wie lange er auf diesen Tag gewartet hatte – waren es Jahrtausende gewesen, Jahrmillionen, Jahrmilliarden?

Es spielte keine Rolle. Jetzt nicht mehr. Der Tag der Entscheidung war da.

Er wußte nicht, wie die Welt aussehen würde, wenn dieser Tag vorüber war. Selbst er, dessen Macht der eines Gottes glich, konnte nicht mit letzter Bestimmtheit sagen, welche Seite den Sieg davontragen würde, und wenn, ob es die richtige war.

Er wußte nur, daß die Welt hinterher *anders* aussehen würde.

Wenn sie dann noch existierte.

Die Welt des Hexers

Dagon – Der Fischmensch aus der Vergangenheit, von den Bewohnern des Dorfes Firth'en Lachlayn als Gott verehrt, ist auf der Flucht. Die THUL SADUUN – Dämonen, die er verriet – haben nach Jahrtausenden seine Spur gefunden. Dagon und seine Anhänger fahren auf seinem bizarren, monströsen Schiff dem »verheißenen Land« entgegen, das er ihnen versprach. Doch um die Reise antreten zu können, braucht er die Hilfe des Hexers.

Robert Craven – Nur das Amulett seines verstorbenen Vaters ermöglicht Dagon die Flucht. Obwohl Robert von den düsteren Plänen des Fischgottes weiß, willigt er ein, ihm zu helfen. Doch er stellt Bedingungen: seine Hilfe gegen das Leben der todgeweihten Freunde Howard und Rowlf. Dagon akzeptiert, und Robert muß sich von seinen Begleitern und der NAUTILUS trennen, um die Fahrt ins Ungewisse anzutreten.

Necron – Der Herr der Drachenburg verfolgt einen schrecklichen Plan, an dessen Ende die Wiedergeburt der GROSSEN ALTEN steht. Um sein Ziel zu erreichen, braucht er ein geheimnisvolles Siegel, das sich an Bord von Dagons Schiff befindet.

Shannon – Der junge Drachenkrieger und Necrons Vasall steht vor einer schicksalhaften Entscheidung: Er soll seinen ehemaligen Freund und Kampfgefährten Robert Craven töten! Und er soll das Siegel aufspüren und seinem Herrn übergeben. In Shannons Gefolge befindet sich ein Wesen, das Dagons Schiff und die gesamte Besatzung binnen Sekunden vernichten kann. Wenn Shannon es will...

Jennifer Borden – Dagon hat sie zu seiner Braut gemacht, zu einem Wesen, halb Fisch, halb Mensch. Sie liebt ihn trotz seiner Fremdhaftigkeit, und sie glaubt an ihn. Sie muß erst noch erfahren, daß auch Götter lügen. Ihre Mutter Several ahnt Dagons Geheimnis und schwankt zwischen Haß und Resignation. Und blutiger Rache.

An Bord der DAGON, dem Schiff des Fischgottes, beginnt ein neuer Zyklus um den HEXER. Sieben Siegel der Macht sind der Schlüssel zur Pforte des Todes. Wer sie besitzt, entscheidet das Schicksal der Erde. Und vielleicht noch mehr...

* * *

Der Bug des Schiffes deutete ins Nichts. Zeit und Raum hatten ihre Bedeutung verloren, seit ich das steil aufragende Achterkastell der DAGON betreten und das Gesicht in den Wind gedreht hatte, um zu sehen, wohin wir fuhren. Hinter und neben uns war die ölglatte See nördlich des englischen Kleinkontinents, aber vor dem Schiff, dort, wo eigentlich Norden sein sollte, war – nichts.

Es war mir unmöglich, einen anderen Ausdruck dafür zu finden, ein anderes Wort für die wirbelnden grauweißen Schemen, die dort tobten, wo der Himmel und das Meer sein sollten.

Es hatte begonnen, nachdem die DAGON die Küste verlassen und Kurs auf das offene Meer genommen hatte. Zuerst war es nicht mehr als ein Schemen gewesen, eine dünne, mit bloßem Auge kaum sichtbare Linie, wie ein Haar, das senkrecht über den Horizont gelegt worden war, so dünn, daß es sich dem Blick zu entziehen schien, wenn man versuchte, es genauer zu betrachten. Dann war es gewachsen. Aus dem Haar war eine klar erkennbare Linie geworden, aus der Linie eine Schlucht, die in der Wirklichkeit klaffte, und zum Schluß ein gewaltiges, alles verschlingendes Maul, das ein Viertel des Horizontes einnahm. Brodelnde weiße Nebelschwaden quollen wie wolkiges Blut aus dieser Wunde, die allein düstere Magie geschlagen hatte, und mit ihnen wehte ein Hauch unheimlicher Kälte heran, der durch meine Kleider und meine Haut drang und irgend etwas in mir zum Erstarren brachte.

Es fiel mir schwer, den Blick von dem Etwas zu lösen, auf das die DAGON zusteuerte. So sehr mich der Anblick erschreckte, so sehr faszinierte er mich zugleich.

Vor uns lag eine andere Welt. Vielleicht nicht direkt, sondern nur der Weg dorthin, die Bresche, die Dagon mit seiner erschreckenden Magie in die Barriere zwischen den Wirklichkeiten geschlagen hatte, um sich und den seinen den Weg zu ebnen.

Mit aller Gewalt riß ich mich von dem Anblick los und stieg die steile Treppe zum Hauptdeck hinunter. Ich habe Schiffe niemals besonders gemocht, und das, was ich auf der NAUTILUS und jetzt auf ihrem schrecklichen Gegenspieler erlebt hatte, trug nicht dazu bei, meine Abneigung gegen alles, was schwimmt, zu verringern. Dazu kam, daß ich mich alles andere als wohl fühlte, unabhängig von der Furcht, die der Anblick des Dimensionsrisses in meine Seele gepflanzt hatte. Ich

hatte während der letzten fünf Tage so viel Schlaf bekommen wie ein ehrlicher Christenmensch normalerweise in einer Nacht, und obwohl ich eine alles andere als schwächliche Konstitution habe, begann mein Körper nun nachhaltig die Ruhe zu monieren, die ich ihm vorenthalten hatte. Ich hätte meinen rechten Arm für eine Stunde Schlaf gegeben. Aber gleichzeitig wußte ich auch, daß ich keine Ruhe finden würde – wie konnte ich auch!

Müde machte ich ein paar Schritte, blieb stehen und blinzelte aus entzündeten Augen über das Deck. Die DAGON war groß, das mit Abstand größte Schiff, das ich jemals gesehen hatte, wahrscheinlich das größte Schiff, das jemals auf den Weltmeeren gefahren war, und ihr Hauptdeck erstreckte sich wie drei aneinandergelegte Fußballplätze vor und unter mir, unterbrochen von zahllosen Aufbauten, deren Bedeutung ich nur zum allergeringsten Teil kannte, und auf mehreren neben- und übereinanderliegenden Ebenen angeordnet. Die gigantischen, erdfarbenen Segel blähten sich über mir, obgleich die See noch immer fast windstill war, und das Gewirr aus Kabeln und Drahtseilen, das sie hielt, war so straff gespannt, daß ich das Summen des belasteten Materials hören konnte.

Trotzdem war ich allein auf Deck.

Die knapp zweihundert Männer und Frauen, die zusammen mit Dagon an Bord des gleichnamigen Schiffes gekommen waren, waren irgendwo in seinen unergründlichen Tiefen verschwunden, und ich hatte wenig Lust, mit einem von ihnen zusammenzutreffen. Mit Ausnahme Jennifers hatte ich mit niemandem mehr geredet, und mir stand auch nicht der Sinn danach, denn es wäre ein Gespräch gewesen, das ohnehin keinen Sinn hatte. Die Menschen, die Dagon folgten, waren Fanatiker, und es hat noch niemals zu irgend etwas anderem als Zorn und Kopfschmerzen geführt, mit einem Fanatiker diskutieren zu wollen. Außerdem hatte ich keine sonderliche Lust, mit McGillycaddy zusammenzutreffen – wer unterhält sich schon gerne mit einem Mörder?

Trotzdem bereute ich meinen Entschluß, an Deck zu kommen, in diesem Moment schon fast wieder. Die unnatürliche Kälte war unter Deck zwar genauso unangenehm zu spüren wie hier, und die DAGON war groß genug, trotz der sicherlich zwanzig Knoten, mit der sie die Wellen pflügte, ruhig wie ein Stein im Wasser zu liegen, so daß mich sogar die Seekrankheit verschonte, unter der ich normalerweise schon litt, wenn ich nur Wasser rauschen hörte. Aber es war etwas anderes, das mich erschreckte.

Es war die Einsamkeit.

Ich habe sie normalerweise nie gefürchtet; im Gegenteil. Ich schätze das Alleinsein sehr, aber die Stille an Deck der DAGON hatte etwas Unheimliches. Es war keine wirkliche Stille; keine Stille der Geräusche. Das Schiff war voll von Lauten – dem Knarren der Masten und Spieren, dem gelegentlichen Flappen der Segel, das sich anhörte wie das langsame Schlagen gigantischer lederner Flügel, dem Sirren und Singen der straffgespannten Kabel und Taue, dem Klatschen der Wellen, die an den haushohen Flanken des Schiffes zu weißem Schaum zerbarsten – und trotzdem, so absurd es mir selbst in diesem Moment vorkam, war das Schiff still. Es war eine Stille jenseits des Hörbaren, ein Schweigen, als wäre ein Stück der Wirklichkeit um mich herum erloschen. Dafür war etwas anderes da. Etwas, das weder mit Worten noch mit Gedanken zu beschreiben war und das mich tief erschreckte. Es war, als wisperten die Schatten, als erzählten die Dunkelheit und das Schweigen düstere Geschichten; Geschichten von verbotenen Dingen und verfluchten Orten, an denen dieses Schiff gewesen war und zu denen es wieder fuhr…

Mühsam schüttelte ich den Gedanken ab, drehte mich auf dem Absatz herum, um nun doch wieder nach unten zu gehen – und erstarrte.

Am Fuße der Treppe lag ein Mann. Ich war absolut sicher, daß er vor wenigen Augenblicken noch nicht dort gelegen hatte – schließlich war ich vor weniger als einer Minute selbst die steile Holztreppe hinuntergestiegen –, ebenso wie ich vollkommen sicher war, keine Schritte gehört zu haben. Aber jetzt war er da. Und er war tot.

Ich hätte die dunkle Blutlache, die sich langsam unter seinem Körper ausbreitete, nicht einmal zu sehen brauchen, um das zu wissen. Man erkennt einen Toten, wenn man ihn sieht.

Der Mann lag verkrümmt da, mit dem Gesicht in der größer werdenden Pfütze seines eigenen Blutes, die rechte Hand um den Griff eines armlangen Säbels geschlossen und die andere zu einer Kralle verkrümmt, als hätte er in seinen letzten Sekunden versucht, sich an die harten Planken des Schiffsrumpfes zu klammern.

Zehn, fünfzehn Sekunden lang stand ich vollkommen reglos da und starrte den Toten an. Es war nicht der Anblick der Leiche, der mich so erschreckte – der Anblick eines Toten, der noch dazu auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen ist, ist niemals sehr erbaulich, und er gehört wohl zu den wenigen Dingen, an die man sich nie gewöhnen kann –, aber es war etwas an ihm, was diesen Schrecken überdeckte

und mich mit schierem Entsetzen erfüllte.

Seine Kleidung.

Der Mann trug einen schwarzen Umhang, bestickt mit dünnen, silbernen Fäden, die die Umrisse eines stilisierten Drachen abbildeten, darunter ebenfalls schwarze Hosen und eine Art lose fallender Bluse in der gleichen Farbe, dazu Stiefel und Handschuhe und eine turbanähnliche Kopfbedeckung, an der ein Tuch befestigt war, das sein Gesicht bis auf einen knapp fingerbreiten Streifen über den Augen bedeckte. Alles an ihm war schwarz.

Ich kannte diese Kleidung. Ich war Männern wie ihm begegnet, vor nicht einmal sehr langer Zeit, die mir trotzdem vorkam, als läge sie Ewigkeiten zurück. Und ich hatte zu allen mir bekannten Göttern gebetet, sie nie, nie wiedersehen zu müssen.

Einen Moment lang versuchte ich mit aller Gewalt, mir einzureden, daß ich mich täuschte, daß meine Erinnerungen und meine überreizten Nerven mir einen bösen Streich spielten. Aber ich sah rasch ein, daß das nicht stimmte.

Der Gedanke war völlig widersinnig; das Geschehen hier hatte keinerlei Beziehung zu ihnen, und selbst wenn, hätten sie nicht hier sein dürfen. Aber der Tote war da, und alles Leugnen brachte ihn nicht fort. Es gab nur eine Gruppe von Menschen auf der Welt, die sich auf diese Weise zu kleiden pflegten.

Necrons Drachenkrieger!

Ich starrte den Toten an, unfähig, irgend etwas anderes zu denken als diese beiden Worte, unfähig, etwas anderes zu empfinden als Erschrecken und Unglauben und Zorn –

und einen langsam aufkeimenden, immer stärker und stärker werdenden Haß.

Necron.

Wenn es einen Namen auf der Welt gab, der für mich alles Schlechte und Böse und Verabscheuungswürdige versinnbildlichte, dann diesen.

Necron, der geheimnisumwitterte Herr der Drachenburg.

Der Meistermagier, Herr des Bösen und aller dunklen Kräfte.

Und der Mann, der mir den einzigen Menschen genommen hatte, den ich jemals wirklich geliebt hatte…

Meine Priscylla.

Es war wie ein Schlag in den Magen, schnell, warnungslos und so hart, daß ich mich für Sekunden krümmte, als hätte ich wirklich einen Hieb bekommen, der mir den Atem nahm.

Die Vergangenheit hatte mich eingeholt, endgültig und in einem Moment, in dem ich am allerwenigsten damit gerechnet hatte. Der Tote vor mir war mehr als ein Toter, mehr als das Opfer eines heimtückischen Mordes. Er war ein Fanal, ein boshafter Wink des Schicksals, mit dem es mir mit aller Brutalität zeigte, wie wenig ich ihm hatte davonlaufen können. Der Anblick seiner schwarzen Kleidung und das, was sie für mich bedeutete, ließ die Vergangenheit auferstehen, die Bilder, die ich mit aller Macht aus meinem Bewußtsein zu verdrängen versucht hatte, und plötzlich begriff ich, daß alles, was ich seither erlebt und getan hatte, all diese verrückten und haarsträubenden Abenteuer, alle Gefahren, in die ich mich kopfüber gestürzt hatte, nur diesem einen Zweck gedient hatten –

dem Vergessen.

Ich hatte versucht, meine Vergangenheit zu begraben, sie mit einem Gebirge aus Gefahren und Abenteuern zu erschlagen. Aber das ging jetzt nicht mehr. Der Tote lag vor mir, und er war real.

Nachdem die erste Woge von Zorn und Haß – der in Wahrheit wohl nur ein Ausdruck meiner eigenen Hilflosigkeit sein mochte – vorüber war, begannen mir tausend Fragen durch den Kopf zu schießen. Wie kam der Mann hierher? Und – und das war das Wichtigste – warum?

Zögernd kniete ich nieder, drehte ihn auf den Rücken und besudelte mir dabei die Hände mit seinem Blut.

Als ich in sein Gesicht blickte, hätte ich um ein Haar aufgeschrien.

Er war tot, aber seine Kehle war nicht durchschnitten worden, wie ich bisher angenommen hatte. Was ich sah, waren nicht die Spuren eines Messers, sondern Wunden, wie sie nur furchtbare Raubtierfänge schlagen konnten. Schaudernd drehte ich mich in der Hocke um, löste das Schwert aus seinen schlaffen Fingern und hielt die Klinge ins Licht. Auf dem rasiermesserscharfen Stahl war nicht der kleinste Blutstropfen zu sehen. Der Drachenkrieger war nicht einmal dazu gekommen, sich zu wehren. Ich hatte Männer wie ihn im Kampf erlebt

und wußte, wozu sie fähig waren. Ein Wesen, das einen solchen Krieger derart rasch und auf so furchtbare Weise zu töten vermochte, mußte zehnmal gefährlicher als ein Tiger sein.

Als ich an diesem Punkt meiner Überlegungen angekommen war, hörte ich Schritte. Gleichzeitig legte sich ein riesiger, verzerrter Schatten auf den Körper des Toten.

Mit einem Schrei wirbelte ich herum, sprang in die Höhe, hob gleichzeitig das Schwert – und brach die Bewegung im letzten Moment wieder ab, als ich den Mann erkannte, der hinter mir aufgetaucht war. »Bannermann!«

Der ehemalige Kapitän der LADY OF THE MIST nickte, lächelte auf die flüchtige unechte Art, in der man lächelt, um jemanden zu begrüßen, und wurde sofort wieder ernst. Sein Blick huschte über das bleiche Gesicht des Toten, glitt über die noch immer zum Schlag erhobene Klinge in meiner Hand und blieb auf meinem Gesicht haften.

Hastig senkte ich das Schwert und trat einen halben Schritt vom Leichnam des Drachenkriegers fort. »Verzeihen Sie«, sagte ich mit einer Kopfbewegung auf die beidseitig geschliffene Klinge. »Das... das galt nicht Ihnen. Ich bin ein wenig nervös.«

Bannermann schien meine Worte gar nicht zu hören. »Haben Sie ihn getötet?« fragte er leise.

Ich starrte ihn an, blickte dann erschrocken auf das Schwert in meiner Hand und meine blutigen Finger und ließ die Klinge hastig zu Boden fallen. »Nein«, sagte ich. »Er... er lag plötzlich da. Ich weiß nicht, wer ihn umgebracht hat. Ich weiß nicht einmal, wer er ist.«

Bannermann musterte mich noch einen Moment lang stirnrunzelnd, ging dann ohne ein weiteres Wort vor dem Toten in die Hocke und untersuchte mit kundigen Bewegungen die Wunde an seinem Hals. Als er fertig war, waren seine Finger ebenso blutbesudelt wie meine.

»Nein«, sagte Bannermann, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte. »Sie haben ihn nicht getötet. Das war kein Mensch.«

»Danke, daß Sie es mir bestätigen«, sagte ich, schärfer, als ich eigentlich beabsichtigt hatte. Aber Bannermanns Worte hatten mich mit einem Zorn erfüllt, den ich mir selbst nicht so recht zu erklären vermochte. Ich begann erst jetzt zu spüren, wie nervös ich war.

»Wo kommt dieser Mann her?« fragte Bannermann. »Er war nicht bei

den Leuten, die heute morgen an Bord gekommen sind. Ich hätte ihn bemerkt.«

»Zum Teufel, das weiß ich nicht«, antwortete ich gereizt. »Ich weiß ja nicht einmal, wer –« Ich stockte, sah Bannermann einen Herzschlag lang beinahe mißtrauisch an und begann dann, in verändertem Tonfall, von neuem: »Wo kommen Sie überhaupt her, Bannermann? Was tun Sie an Bord dieses Schiffes?«

»Ich bin schon eine ganze Weile hier«, antwortete Bannermann eine Spur zu rasch. »Reden wir später darüber. Im Moment –« Er deutete auf den Toten. »– gibt es Wichtigeres. Wir müssen herausfinden, was ihn umgebracht hat. Und warum.« Er seufzte, kniete abermals neben dem Leichnam nieder und begann rasch und methodisch, seine Taschen zu durchsuchen. Seine Ausbeute war mager – der Krieger trug genug Waffen bei sich, um eine kleine Armee auszurüsten, aber das war auch schon alles. Bannermann schüttelte enttäuscht den Kopf und stand wieder auf. »Nichts.«

»Was haben Sie erwartet?« fragte ich spöttisch. »Einen Passport und eine gültige Schiffspassage, erster Klasse und Einzelkabine?«

»Nein«, antwortete Bannermann ungerührt. »Ein schriftlicher Marschbefehl von Necron hätte gereicht.«

Eine Sekunde lang starrte ich ihn nur an, und schon wieder stieg eine Woge heißen, vollkommen unbegründeten Zornes in mir empor. Dann senkte ich betreten den Blick.

»Verzeihen Sie, Bannermann«, sagte ich. »Ich bin nervös. Nehmen Sie mich nicht zu ernst.«

Bannermann winkte ab. »Schon gut, Craven. Dazu ist im Moment wirklich keine Zeit. Helfen Sie mir.«

Er bückte sich nach dem Toten, griff schnaufend unter seine Arme und machte eine ungeduldige Kopfbewegung, als ich zögerte, seine Beine zu ergreifen.

»Was haben Sie vor?« fragte ich, ohne mich von der Stelle zu rühren.

»Wir müssen ihn fortschaffen«, sagte Bannermann. »Fassen Sie an.«

Ich reagierte noch immer nicht. »Was soll das heißen?« fragte ich. »Wir müssen den anderen Bescheid sagen und –«

»Und eine kleine Panik auslösen, wie?« fiel mir Bannermann ins Wort. »Natürlich werden wir die anderen warnen, Craven. Aber was glauben Sie, was hier los ist, wenn jemand zufällig hier heraufkommt und diesen Mann findet, so, wie er aussieht? Helfen Sie mir, ihn über Bord zu werfen.«

Zwei, drei Sekunden lang blickte er mich auffordernd an, dann stieß er ein zorniges Schnauben aus, lud sich den leblosen Körper des Drachenkriegers allein auf die Arme und trug ihn, schwankend, aber sehr schnell, zur Reling.

»Zum Teufel, Bannermann, warten Sie!« rief ich. »Ich –«

Es war zu spät. Bannermann hob den schwarzverhüllten Leichnam ächzend über die Reling und ließ ihn los. Wie ein Stein stürzte er in die Tiefe. Bannermann grunzte zufrieden, kam zurück und bückte sich nach den Waffen, die er aus der Kleidung des Toten gezogen hatte. Nacheinander schleuderte er alles über Bord und behielt nur einen zweischneidigen Dolch und eine Anzahl kleiner, fünfzackiger Wurfsterne zurück, die er mir reichte.

»Was soll ich damit?« fragte ich verwirrt.

Bannermann winkte ungeduldig mit der Hand. »Stecken Sie sie ein, Craven. Vielleicht sind Sie bald froh, überhaupt eine Waffe zu haben. Was immer diesen Mann getötet hat, ist noch an Bord, vergessen Sie das nicht. Und jetzt kommen Sie. Ich denke, wir sollten Dagon berichten, was hier geschehen ist.«

* * *

Der Raum um Necron war still wie immer. Die Geräusche der Außenwelt hatten hier keine Bedeutung, und die gleiche Macht, die ihn vor dem Griff der Zeit schützte, bewahrte ihn auch vor den Geräuschen des Draußen, vor seinen Lauten und Störungen, vor jedem Einfluß, der das Unwandelbare hätte wandeln können.

Und doch hatte sich etwas geändert, hier, wo nichts verändert werden durfte, dachte Necron schaudernd. Wie alle wirklich großen Veränderungen war sie noch nicht sichtbar, begann sie lautlos und unsichtbar, beinahe unbemerkt. Niemand wurde sie spüren, bis es zu spät war, niemand mit Ausnahme einiger weniger Berufener. Oder Verfluchter.

Necron wußte selbst nicht zu sagen, zu welcher Gruppe er gehörte. Manchmal, in all den ungezählten Jahren, die er gelebt hatte, hatte er begonnen zu zweifeln, hatte mit dem Schicksal gehadert und sich gewünscht, der Verlockung der Macht nicht nachgegeben zu haben, in diesem einen, einzigen Moment vor so langer Zeit, der sein Leben so vollkommen geändert hatte. Seines und das zahlloser anderer Männer und Frauen...

Ein Schatten bewegte sich vor ihm; nicht wirklich, nicht so, als bewege sich wirklich etwas in der großen, stillen Kammer. Es war nur ein Huschen von Dunkelheit, ein flüchtiger, zeitloser Augenblick, als griffe ein Finger aus Finsternis aus den Dimensionen jenseits der Nacht hervor, richte sich drohend auf ihn, aber Necron verstand die Warnung. Er hatte den GROSSEN ALTEN einmal zu hintergehen versucht, und Cthulhu würde keinen zweiten Verrat dulden. Nicht einmal einen Moment des Zweifels.

Gehorsam wandte er seine Gedanken von solcherlei verbotenen Dingen ab und ging mit gemessenen Schritten zur anderen Seite der Kammer, wo zwei übermannslange, rechteckige Behältnisse aus Glas auf schwarzen Marmorsockeln aufgestellt waren.

Seine harten, grausamen Gesichtszüge spiegelten sich verzerrt in dem glasklaren Kristall, als er sich über den ersten beugte und das Gesicht des schlafenden Mädchens darin musterte. Er hatte es oft getan in den letzten Monaten, zahllose Male, und doch hatten die schmalen, beinahe eingefallen wirkenden Züge dieses kindlichen Wesens nichts von ihrem Geheimnis verloren. Necron konnte es sich nicht erklären, aber das Antlitz der schlafenden Frau faszinierte ihn; weit mehr, als es beim Anblick einer schönen Frau normal gewesen wäre.

Was ihn so in seinen Bann schlug, war das... Geheimnis... das ihre Züge zu verbergen schienen.

Necron richtete sich auf und wandte sich dem zweiten Kristallsarg zu. Unter dem spiegelnden Deckel lag die entkleidete Gestalt eines jungen Mannes, schlank, aber so wohlproportioniert, wie sie nur sein konnte, das Gesicht kantig und hart, dabei aber von einer offenen, freundlichen Art; ein Gesicht, zu dem man sofort Zutrauen fassen mußte. Ein Jungengesicht, trotz der harten Züge, die um Kinn und Mund lagen. In Necron löste es nichts anderes als eine Woge brodelnden Zornes aus. Shannon! dachte er haßerfüllt.

Sein bester Schüler. Seine größte Hoffnung seit so vielen Jahrhunderten.

Und seine größte Enttäuschung.

Was hätte er darum gegeben, ihn vernichten zu können, ihn bezahlen zu lassen für den zweifachen Verrat, den er begangen hatte!

Aber er durfte es nicht. Noch nicht.

Mit einer entschlossenen Bewegung drehte sich Necron herum, ging zu einem niedrigen Tisch auf der anderen Seite des Raumes und kam kurz darauf zurück, einen braunen Lederbeutel in der Hand. Seine Lippen formten lautlose Worte, während er den Beutel öffnete und mit spitzen Fingern eine winzige Prise eines grauen Pulvers hervornahm, um es über den Sarg zu streuen.

Etwas Sonderbares geschah: Als wäre der Deckel aus stahlhartem Kristall gar nicht vorhanden, glitt das Pulver hindurch, senkte sich leicht wie fallender Schnee auf das Gesicht des bewußtlosen Mannes und schien in seine Haut einzudringen wie Wasser in einen Schwamm.

Necron trat zurück, knotete sorgfältig seinen Beutel wieder zu und wartete. Es dauerte lange – zehn, fünfzehn, schließlich zwanzig Minuten, aber dann begann sich die leblose Gestalt unter dem spiegelnden Kristall zu verändern; erst langsam, dann immer schneller und schneller. Seine Haut verlor ihre leichenhafte Blässe, wurde dunkler und nahm einen kräftigen, beinahe gesunden Farbton an, und schließlich hob sich seine Brust in einem ersten, noch mühsamen Atemzug.

Necron machte einen halben Schritt auf den Sarg zu und brach die Bewegung im letzten Moment wieder ab. Er mußte sich gedulden. Er hatte so lange gewartet – was machten da wenige Minuten?

Trotzdem wurde die Zeit für ihn zur Qual, bis der Junge endlich die Lider hob. Sein Blick war noch trüb, es war der Blick eines Menschen, der aus einem tiefen, unendlich tiefen Schlaf erwachte und sich nicht gleich in der Wirklichkeit zurechtfand. Er versuchte die Hand zu, heben, aber seine Kraft reichte nicht.

Mit einem entschlossenen Schritt trat Necron an den Kristallsarg heran und berührte den Deckel. Seine Lippen formten ein einzelnes, düster klingendes Wort, und wie von Geisterhand bewegt schwang die mannslange Kristallscheibe nach oben und zur Seite.

»Steh auf«, sagte Necron befehlend.

Shannon gehorchte. Seine Bewegungen waren ungelenk und steif wie

die eines Kindes, das noch nicht richtig gelernt hatte, seinen Körper zu beherrschen, aber bereits während er aus dem gläsernen Sarg stieg und sich nach den bereitgelegten Kleidern bückte, auf die Necron schweigend deutete, wurde aus dem abgehackten Rucken seiner Glieder mehr und mehr ein fließendes, ungemein elegantes Gleiten. Als er sich schließlich herumdrehte und seinen Herrn ansah, schien seine Gestalt Kraft zu verströmen wie eine unsichtbare, dafür aber um so deutlicher fühlbare Aura. Necron spürte einen flüchtigen Anflug von Stolz, als er die schlanke Gestalt des jungen Mannes betrachtete, die Art von Stolz, die ein Vater beim Anblick seines wohlgeratenen Sohnes empfinden mochte, oder ein Künstler beim Betrachten seines bisher besten Kunstwerkes. Shannon war sein Geschöpf, ganz allein. Er hatte ihn zu sich genommen, als er nicht einmal alt genug gewesen war, aus eigener Kraft zu stehen, und alles, was dieser junge Magier wußte, all die unglaublichen Kräfte, die tief in ihm schlummerten und die er zum allergrößten Teil noch nicht einmal selbst entdeckt hatte, jedes bißchen Wissen, stammte von ihm. In einem gewissen Sinne war Shannon viel mehr Necron als Shannon, vielleicht mehr als Necron selbst.

Und trotzdem würde er ihn zerstören müssen, wenn alles vorbei war. Selbst in Gedanken scheute Necron vor dem Wort töten zurück, denn für ihn war Shannon immer ein Werkzeug gewesen, erst in zweiter Linie ein Mensch, wenn überhaupt. Er hatte zweimal versagt, und er würde wieder versagen, wenn er nicht sehr achtgab. Und Necron wußte, daß irgendwann der Tag kommen würde, an dem Shannon seine wahre Macht begriffen und sich ihrer zu bedienen gelernt hatte. Vielleicht würde er dann nicht mehr stark genug sein, seiner Herr zu werden. Aber bevor es soweit war, würde er ihn zerstören; ein Werkzeug, eine Waffe, die furchtbar in ihrer Wirkung war, und trotzdem mißlungen. Er würde eine neue bauen. Einen neuen Shannon, irgendwann einmal. Er hatte Zeit.

Trotzdem stimmte ihn der Gedanke auf sonderbare Weise traurig. Obwohl er Shannon ob seines zweifachen Verrates haßte, gab es noch einen Rest von Zuneigung in ihm, eine Sympathie, die mit den Jahren gewachsen war und sich jeder Logik entzog.

Necron vertrieb den Gedanken und drehte sich mit einem Ruck um. Auf einen stummen Wink seiner Hand hin folgte ihm Shannon. Sie gingen zu einem niedrigen, mit Büchern und vom Alter brüchig gewordenen Pergamentrollen übersäten Tisch; Necron deutete mit einem dürren Finger auf eine Karte, die ausgerollt und an den Ecken mit Steinen beschwert worden war. Die Linien und Symbole darauf zeigten keine bekannte Landschaft dieser Welt und hätten auf jeden

anderen den Eindruck eines sinnlosen, aber sonderbar düster wirkenden Gekritzels gemacht. Für den, der sie zu lesen verstand, waren sie die Konturen der Wirklichkeit, die Gezeitenströmungen zwischen den Welten.

»Der Moment ist gekommen«, sagte Necron. »Der Verräter Dagon flieht, Shannon, und mit ihm die, die ihm anhängen. Er hat sein Versteck verlassen und sich auf den Weg in eine andere Welt gemacht.« Er lächelte dünn. »Du weißt, was das bedeutet.«

Shannon nickte. Er antwortete nicht, denn er war nicht dazu aufgefordert worden, aber Necron wußte, daß er jedes Wort verstand.

»Du wirst gehen«, fuhr er fort. »Ich gebe dir noch einmal die Chance, dich zu bewähren, Shannon. Das, wonach wir so lange gesucht haben, befindet sich an Bord seines Schiffes. Nimm sechs Krieger deiner Wahl und hole es.«

Shannon nickte gehorsam, und Necron ließ mit einem neuerlichen, triumphierenden Lächeln die Hand auf die brüchige Karte klatschen. »Das erste der SIEBEN SIEGEL DER MACHT!« Seine Stimme zitterte vor Erregung. »Bring es mir, Shannon, und dein Verrat sei dir vergeben. Du weißt, wie viel davon abhängt.«

Shannon nickte abermals, trat einen halben Schritt von dem mit Karten und Büchern übersäten Tisch zurück und fragte: »Wann soll ich aufbrechen?«

»Jetzt gleich«, antwortete Necron. »Und beeile dich, denn du hast nicht viel Zeit. Ich werde diesen Fischgott bestrafen für das, was er unseren Herren angetan hat.«

»Was werdet Ihr tun, Herr?« fragte Shannon.

Necron blickte ihn scharf an. In dem Ausdruck in Shannons großen, wasserklaren Augen war kein Falsch, kein Verrat, nicht einmal Zweifel – aber er hatte ihm nicht befohlen, diese Frage zu stellen. Hastig verstärkte er die geistige Fessel um Shannons Geist um eine Winzigkeit – nicht so viel, daß seine Fähigkeit, logisch zu denken und blitzschnelle Entscheidungen zu fällen, in irgendeiner Form beeinträchtigt worden wäre, aber doch genug, auch noch den letzten Rest seines freien Willens zu ersticken. Dann antwortete er trotzdem.

»Das Schiff wird vernichtet, Shannon. Und mit ihm Dagon und alle, die bei ihm sind. Ich werde beginnen, sobald du fort bist. Du hast vier Stunden Zeit. Nicht mehr.«

Auf Shannons Gesicht war nicht die geringste Regung zu erkennen, als er nickte.

Necron deutete auf den Glassarg, in dem der junge Magier gelegen hatte. »Deine Waffen liegen bereit. Nimm sie, und dann geh.«

Shannon nickte abermals, wandte sich um und ging mit schnellen Schritten durch den Raum, um Necrons Befehl auszuführen. Als er fertig war und sich wieder umwenden wollte, streifte sein Blick die schlafende Mädchengestalt in dem zweiten Kristallsarg. Er stockte.

»Wer ist sie?« fragte er. »Sie… ist sehr schön.«

Necron starrte ihn an. »Niemand, für den du dich zu interessieren hättest«, sagte er scharf. »Und nun geh – du hast deine Befehle.«

Gehorsam wandte sich Shannon um, durchquerte den Raum und zog die Tür hinter sich zu, ohne sich auch nur noch ein einziges Mal umzudrehen. Aber der Ausdruck in Necrons Augen war um eine weitere Winzigkeit besorgter geworden. Er hatte die Fessel um Shannons Geist so eng zusammengezogen, wie es nur ging, wollte er ihn nicht zu einer zwar gehorsamen, aber vollkommen nutzlosen Puppe machen, und trotzdem war es ihm nicht gelungen, eine hundertprozentige Kontrolle über Shannon zu erlangen. Vielleicht würde ihm das nie mehr gelingen. Vielleicht war Shannon schon jetzt stärker, als er selbst zu hoffen gewagt hätte.

Aber für das, was er tun mußte, konnte das nur von Vorteil sein. Und wenn er zurückkam, dachte Necron entschlossen, würde er ihn zerstören.

* * *

Es war sonderbar – aber der Seegang war unter Deck der DAGON weitaus stärker zu spüren als oben. Die Treppe schien wie ein lebendes Wesen unter meinen Füßen zu beben und zu hüpfen, und wenn ich nicht achtgab, dann versuchte sie mich abzuwerfen wie ein bockendes Pferd. Meine Knie zitterten, als ich endlich die letzte Stufe überwunden hatte und stehenblieb, um auf Bannermann zu warten.

Gegen das hell erleuchtete Rechteck des Aufganges war seine Gestalt nur als Schatten zu erkennen. Er bewegte sich mit der Leichtigkeit des erfahrenen Seemannes über die schwankenden Stufen, aber gleichzeitig strahlten seine Bewegungen eine ungemeine Kraft und

Geschmeidigkeit aus.

»Wohin?« fragte ich, als er neben mir angelangt war.

Bannermann deutete mit einer Kopfbewegung nach vorne, tiefer in die künstliche Nacht hinein, die das Innere der DAGON beherrschte. »Dort hinunter. Er ist bei den anderen, in den Passagierkabinen.«

Ich folgte ihm; schweigend und in einigem Abstand. Alles war so schnell gegangen, daß ich bis zu diesem Augenblick kaum Zeit gefunden hatte, auch nur einen einigermaßen klaren Gedanken zu fassen. Und nichts schien einen Sinn zu ergeben; das Hiersein eines Drachenkriegers ebensowenig wie das plötzliche Auftauchen Bannermanns.

Ich beschloß, wenigstens eine dieser Fragen zu klären und holte mit einigen raschen Schritten auf. »Wie lange sind Sie an Bord dieses Schiffes?« fragte ich.

Bannermann hob andeutungsweise die Schultern. »Keine Ahnung, Craven. Ich… erinnere mich kaum. Ich bin in einer schmierigen Kaschemme aufgewacht, nachdem Frane und seine Schläger mich überwältigt haben, und danach…« Er stockte, suchte einen Moment vergeblich nach Worten und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es einfach nicht. Vielleicht haben sie mir irgendein Zeug gegeben, damit ich mich nicht richtig erinnere. Da war ein Boot, und ich glaube, für eine Weile war ich in einem Haus.« Er sah mich an. »Aber die nächste klare Erinnerung ist die DAGON. Ich bin seit ein paar Tagen hier, aber es ist verdammt schwer zu sagen, wie lange genau.« Er lächelte. Es wirkte hilflos. »Die Zeit scheint hier anders abzulaufen, verstehen Sie?«

»Ja«, sagte ich und schüttelte den Kopf. Bannermann lächelte erneut.

»Ich kann es auch nicht genau sagen«, fuhr er fort. »Manchmal bin ich stundenlang herumgelaufen, und es schien überhaupt keine Zeit vergangen zu sein, dann wieder…« Er stockte abermals. »Ach verdammt, wie soll ich Ihnen etwas erklären, das ich selbst nicht verstehe?«

Nun, zumindest in diesem Punkt verstand ich ihn, sehr gut sogar. Mir erging es ja auch nicht sehr viel besser.

»Und Sie?« fragte er, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Wie kommen Sie hierher, Craven? Was haben Sie mit diesen Verrückten aus Firth'en Lachlayn zu schaffen?«

»Nichts«, antwortete ich ausweichend. »Ich bin aus... aus einem anderen Grund hier.«

Bannermann nickte. »Die NAUTILUS.«

Überrascht blieb ich stehen. »Woher wissen Sie davon?«

»Ich weiß eine Menge«, antwortete Bannermann lächelnd. »Ich hatte nicht sehr viel zu tun in den letzten Tagen. Und Dagon ist ein redseliger Bursche.«

»Sie kennen ihn?«

»Warum nicht?« erwiderte Bannermann. »Ich weiß, daß Sie ihn für ein Ungeheuer halten, und wahrscheinlich haben Sie verdammt recht damit, Craven. Aber er ist trotzdem ein Mensch. Ein ziemlich einsamer Mensch.« Plötzlich trat ein sonderbarer Ausdruck in seine Augen. »Wissen Sie, daß er mich gefragt hat, ob ich nicht bei ihm bleiben will?«

»Und was haben Sie geantwortet?« fragte ich.

»Noch nichts«, sagte Bannermann, ohne mich dabei anzusehen. »Die DAGON ist ein phantastisches Schiff. Und sie werden Seeleute brauchen, dort, wo sie hingehen.«

»Sind Sie verrückt, Bannermann?« entfuhr es mir. »Reicht es nicht, daß diese Wahnsinnigen dort unten mit offenen Augen in ihr Unheil rennen?«

»Wer sagt das?« erwiderte Bannermann ruhig. »Woher wollen Sie wissen, daß nicht Sie es sind, der sich irrt, und diese Menschen recht haben?« Er lachte, aber es klang alles andere als amüsiert. »O ja, Craven, ich kann mir sehr gut vorstellen, was Sie jetzt denken. Aber Sie begehen einen Fehler, wenn Sie von sich auf alle anderen schließen. Nicht jeder hat so viel zu verlieren wie Sie. Die meisten dieser Leute sind ihr Leben lang bitter arm gewesen, und der einzige Luxus, den sie jemals kennengelernt haben, war der, einmal ein paar Tage ohne Angst zu leben oder keinen Hunger zu haben.«

»Sie übertreiben, Bannermann«, sagte ich.

Bannermann machte eine zornige Handbewegung. »Mag sein, aber es ist trotzdem so. Wieso maßen Sie sich an, diesen Menschen das letzte bißchen Hoffnung zu nehmen, das ihnen geblieben ist?«

»Und McGillycaddy?« fragte ich.

Bannermanns Gesicht verdüsterte sich. »Er und seine Mörderbande sind Verbrecher«, sagte er. »Kriminelle, die die Macht ausgenutzt haben, die ihnen gegeben wurde. Früher oder später werden sie ihre gerechte Strafe erhalten. Diese Menschen dort unten haben doch nicht gelernt, wie es ist, ohne Furcht zu leben. Aber sie werden es lernen.«

Ich sah ihn ungläubig an. »Das... hört sich an, als hätten Sie sich bereits entschlossen, was Sie Dagon antworten werden«, murmelte ich.

Bannermann antwortete nicht, aber er wich meinem Blick auch nicht aus, sondern starrte mich so fest und beinahe trotzig an, daß schließlich ich es war, der sich umwandte und schnell weiterging.

Als ich die Treppe hinunter zum Passagierteil in Angriff nehmen wollte, hielt mich Bannermann noch einmal zurück. »Hören Sie, Craven«, begann er. »Ich denke, es ist besser, wenn Sie noch niemandem sagen, was dort oben vorgefallen ist. Wir sollten eine Panik vermeiden.«

Ich widersprach nicht. Das war nicht der wahre Grund, das spürte ich genau, aber ich glaubte auch zu wissen, daß Bannermann seine Gründe hatte, so zu handeln. Und, verdammt, ich mußte allmählich aufhören, hinter jedem Gesicht und jedem freundlichen Wort Verrat und Betrug zu wittern. Wenn ich schon anfing, meinen eigenen Freunden zu mißtrauen, konnte ich gleich aufgeben!

»Und noch etwas«, sagte Bannermann, als ich weitergehen wollte. »Sagen Sie McGillycaddy und seiner Bagage noch nicht, daß ich hier an Bord bin. Er hat nämlich keine Ahnung, und ich möchte noch eine kleine Überraschung für ihn vorbereiten.«

* * *

Das Tor hatte sich wieder geschlossen. Wo vor Sekunden noch das grünliche Flimmern der Ewigkeit gewogt und Schatten aus dem Nirgendwo in die Welt der Lebenden gegriffen hatten, war jetzt wieder eine massive, aus uralten rissigen Bohlen gefertigte Tür. Das einzige Auffallende an ihr war das komplizierte, aus Gold und edlen Steinen gefertigte Siegel, das dort prangte, wo ihr Schloß sein sollte.

Shannon und die sechs Krieger waren gegangen, um im gleichen Augenblick an einem Ort, mehr als zehntausend Meilen entfernt und

auf der anderen Seite der Welt, wieder aufzutauchen.

Necron taumelte.

Es war ihm niemals leicht gefallen, nur kraft seines Willens ein Tor zu öffnen, etwas, wozu andere wochenlange Beschwörungen und die kompliziertesten Vorbereitungen nötig gehabt hätten. Aber heute war es ungleich schwerer gewesen; ein Vorhaben, das selbst seine Kräfte beinahe überstieg und ihn ausgelaugt und bis an die Grenze echten körperlichen Schmerzes erschöpft zurückließ.

Die wuchtige Eichenholztür und die graue, spröde gewordene Wand, in die sie eingelassen war, begannen vor seinen Augen zu verschwimmen, und auf seiner Zunge lag ein widerlicher Geschmack wie nach Kupfer. Sein Herz jagte. Dabei war es nicht einmal so sehr die Anstrengung gewesen, das Siegel zu öffnen. Aber er hatte das andere gespürt, den fremden Einfluß, der plötzlich da war wie eine unsichtbare Hand, die seinen Griff sprengen und das Tor in etwas anderes, Fremdes verwandeln wollte.

War es schon soweit?

Er hatte sehr lange auf diesen Augenblick gewartet, aber jetzt, als er heran war, mußte er sich eingestehen, daß er nichts über ihn wußte. Die Sterne standen günstig, und alle Zeichen sagten, daß dies der Moment war, aber keines von ihnen sagte ihm, was er tun mußte, welche Gefahren ihm auf dem Weg begegnen mochten und wie er ihnen widerstehen konnte.

Schaudernd wandte sich der alte Mann um und ging zurück zu seinem Tisch, auf dem der Stapel von Büchern und Pergamenten weiter gewachsen war. Auch sie halfen ihm nicht weiter. Selbst die ältesten der alten Schriften schwiegen, und selbst im NECRONOMICON selbst, dem Buch der Bücher, war nichts über die SIEBEN SIEGEL DER MACHT zu finden, nicht mehr, als er ohnehin wußte: daß es sie gab und daß er sie brauchte, wollte er nicht scheitern und einen furchtbaren Preis dafür zahlen.

Sein Blick suchte die Schatten, die wie finstere Spinnentiere in den Ecken nisteten. Natürlich waren sie leer, und natürlich waren sie nichts weiter als die Abwesenheit von Licht – und trotzdem erfüllten sie ihn mit einer unglaublichen Furcht, wußte er doch, was sich dahinter verbarg.

Du bist noch nicht fertig, wisperten die Schatten, da ist noch etwas, das du tun mußt.

Necron nickte. Er war sich nicht sicher, ob er die Stimme wirklich gehört hatte oder ob sie seiner Phantasie entsprang, aber das blieb sich gleich. Ob er zu ihm sprach oder nicht, er war da, körperlos und unsichtbar, Überall zugleich und doch nirgends, und nicht die geringste seiner Handlungen, nicht der geheimste seiner Gedanken konnte seiner Aufmerksamkeit entgehen.

Fast hätte er gelacht. Was würden sie wohl denken, all die unzähligen, die sich vor Furcht krümmten, wenn sie auch nur seinen Namen hörten? Was würden sie sagen, wenn sie wüßten, daß auch ihm, Necron, dem Herren der Schatten und der Nacht, dem Mann, dessen Name Furcht und Tod war, die Angst ein wohlvertrauter Freund war? Daß auch er seine Tage in Furcht verbrachte; Furcht vor einem Wesen, das so schrecklich war, daß sein bloßer Anblick einen normalen Menschen um den Verstand gebracht hätte? Aber sie wußten es ja nicht.

Necron atmete tief ein, beugte sich wieder über das aufgeschlagene Buch und begann mit seinem dürren Zeigefinger die Linien auf dem brüchigen Pergament abzufahren. Die Buchstaben, die er sah, gehörten zu keiner bekannten Sprache, zu keiner Schrift, die irgendein anderer Mensch auf der Welt zu entziffern in der Lage gewesen wäre. Für ihn waren sie so klar wie gedruckte Worte. Nur tausendmal furchtbarer in ihrer Bedeutung.

Selbst er zögerte, als sein Finger die gesuchte Zeile fand und unter den unheiligen Worten verharrte. So mächtig er war, hatte er bisher nie gewagt, diesen Fluch auszusprechen, den Bann zu lösen und den UNAUSSPRECHLICHEN zu befreien.

Aber sein Zögern währte nur einen Augenblick. Was getan werden mußte, duldete keinen Aufschub. Seine Feinde waren listig und schlau, und Necron hatte nie zu denen gehört, die den Fehler begingen, ihre Gegner zu unterschätzen. Er konnte sich keinen Fehler leisten. Wenn er versagte, dann erwartete ihn ein Schicksal, das hundertmal schlimmer war als die Hölle der Christen.

Mit einem entschlossenen Ruck stand er auf, legte beide Hände mit gespreizten Fingern auf die aufgeschlagenen Buchseiten und begann Worte zu sprechen. Worte in einer uralten, seit Millennien vergessenen Sprache.

Worte, die scheinbar ohne die geringste Wirkung blieben.

Hier, tief unter den natürlich gewachsenen Grundmauern der

Drachenburg, war dem auch so.

Aber zehntausend Meilen entfernt und auf der anderen Seite der Welt stießen sie die Tore des Chaos auf.

* * *

Das, was Bannermann als Passagierkabine bezeichnet hatte, war in Wirklichkeit ein gewaltiger beinahe schiffsgroßer Saal, dessen Decke sich gute fünfzig Fuß hoch spannte und gewölbt wie die einer Katakombe war. Die knapp zweihundert Männer und Frauen, die im ersten Licht des Morgens an Bord der DAGON gegangen waren, saßen verteilt auf einer Anzahl hölzerner Stühle und Bänke, die sich vergeblich bemühten, dem Raum einen Anstrich von Wohnlichkeit zu verleihen. Er war zu groß dafür, und das nackte Holz seiner Wände ließ mich eher an einen Viehtransporter denken denn an ein Schiff, in dem Menschen in eine neue Welt reisen wollten.

Ich vertrieb den Gedanken, blieb unter der Tür stehen und sah mich aufmerksam um. Von Jennifer und ihrer Mutter war keine Spur zu entdecken, wie ich mit einem leisen Gefühl der Enttäuschung feststellte. Dafür entdeckte ich McGillycaddy und seinen Schlägertrupp.

Es waren nicht einmal sehr viele. Nachdem Frane verschwunden war – ich hatte einen Teil des Morgens damit zugebracht, vergeblich nach ihm Ausschau zu halten – blieben McGillycaddy ein knappes halbes Dutzend Männer. Es war mir ein Rätsel, wie es diese Handvoll Krimineller jemals geschafft hatte, ein ganzes Dorf zu tyrannisieren.

Aber selbst jetzt verbreiteten sie noch Furcht wie einen üblen Geruch. Obwohl der Saal gewaltig war, waren zweihundert Menschen doch mehr als genug, ihn zu füllen; an den meisten Tischen herrschte drückende Enge, und nicht wenige hatten sich in Ermangelung eines Sitzplatzes auf dem Fußboden oder den Tischplatten niedergelassen. Aber McGillycaddy und seine Kumpane saßen allein, inmitten eines unregelmäßigen Kreises leergebliebener Stühle und Bänke.

McGillycaddys Gesichtsausdruck nach zu schließen, schien er dieses Gefühl der Macht sichtlich zu genießen.

Rasch näherte ich mich dem Tisch, den er mit seinen Kumpanen besetzt hatte, starrte demonstrativ an ihm vorbei und ging weiter, in Richtung auf die zweite, etwas schmalere Tür, die tiefer ins Schiff

hinein führte.

Ich war nicht sonderlich überrascht, als McGillycaddy sich im letzten Moment herumdrehte und das Bein vorstreckte, so daß ich entweder einen größeren Schritt machen oder darüber fallen mußte, wäre ich weitergegangen.

Ich tat keines von beiden, sondern blieb stehen.

»Wo wollen Sie hin, Craven?« fragte er lauernd. »Da hinten ist absolut nichts, was Sie interessieren dürfte.«

Einen Moment lang überlegte ich ernsthaft, ihn schlichtweg zu hypnotisieren, um mir so freie Bahn zu verschaffen.

McGillycaddy hatte viel von seinem unheimlichen Flair verloren. In der Nacht am See, während er im Schein des Scheiterhaufens gestanden und mit hoch erhobenen Armen seine Beschwörungsformel rezitiert hatte, war er selbst mir unheimlich und mächtig erschienen, viel weniger Mensch als ein Dämon, den die Nacht ausgespien hatte. Jetzt machte er auf mich nur noch den Eindruck eines gemeinen Verbrechers. Und mehr war er wohl auch nicht. Der Gedanke, ihm zu suggerieren, daß er in Wirklichkeit ein Kaninchen war, um ihn dann zur allgemeinen Belustigung mit komischen Sprüngen durch die Messe hupfen zu lassen, gefiel mir immer besser. Aber dann verwarf ich ihn wieder. Für solcherlei Spielereien war im Moment weiß Gott keine Zeit.

»Geben Sie den Weg frei«, sagte ich steif. »Ich muß zu Dagon.«

»Ach?« sagte McGillycaddy. »Das müssen Sie? Davon hat er mir nichts gesagt.«

Allmählich begann meine Geduld nachzulassen. Behutsam streckte ich einen geistigen Fühler aus und tastete sein Bewußtsein ab. »Es gibt etwas, was er wissen muß«, sagte ich. »Und zwar sofort.«

McGillycaddy schüttelte stur den Kopf. »Glaub' ich nicht«, sagte er und grinste. »Er weiß alles, was auf diesem Schiff vorgeht, Craven. Hauen Sie ab, ehe ich ungemütlich werde.«

Nein, dachte ich zornig. Ein Kaninchen war ein zu hübsches Tier. Einen Moment lang musterte ich McGillycaddy durchdringend, dann fand ich den passenden Vergleich und verstärkte meinen geistigen Druck ein wenig. McGillycaddy zuckte zusammen. Seine Augen wurden rund vor Schreck. Er wollte aufstehen, aber statt dessen fiel er

plötzlich nach vorne, preßte das Gesicht gegen die rauhe Tischplatte und begann lautstark zu schnüffeln, wobei er grunzende Laute ausstieß. Seine Kumpane starrten ihn mit wachsender Verwirrung an, während McGillycaddy vergeblich versuchte, mit einem nicht vorhandenen Schweineschwanz zu wedeln.

»Hör mit dem Unsinn auf, Robert Craven!« sagte eine scharfe Stimme.

Gehorsam entließ ich McGillycaddy aus der Vorstellung, ein Schwein zu sein, drehte mich um und stieg über sein noch immer vorgestrecktes Bein hinweg, wobei ich ihm ganz aus Versehen kräftig auf die Zehen trat. Die Tür hatte sich geöffnet, und unter der Öffnung war eine hochgewachsene, fischgesichtige Gestalt erschienen.

»Wieso Unsinn?« fragte ich. »Ich wollte ihm nur helfen, auch so auszusehen, wie er sich benimmt.«

Ich war nicht ganz sicher – aber für einen Moment glaubte ich beinahe, ein amüsiertes Lächeln über Dagons fremdartige Züge huschen zu sehen. Aber er wurde sofort wieder ernst. »Komm«, sagte er nur.

Verfolgt von McGillycaddys zyankalitriefenden Blicken verließ ich den Raum und ging hinter Dagon durch einen schier endlosen, niedrigen Gang. Ich versuchte nicht, mir den Weg einzuprägen, denn das war auf der DAGON ziemlich sinnlos. Ich war mir nicht einmal sicher, ob dieses phantastische Gebilde überhaupt ein Schiff war, oder nur etwas, dem Dagon aus Gründen, die ich nicht einmal zu erraten mochte, dieses Aussehen gegeben hatte.

Wir gingen eine Treppe hinauf, durchquerten einen mit Kisten und Säcken vollgestopften Raum und betraten eine kleine, überaus prachtvoll eingerichtete Kabine, die im Heck des Schiffes liegen mußte, denn durch drei gewaltige, mit farbigem Bleiglas versehene Fenster an der Rückseite fiel helles Tageslicht herein.

Wir waren nicht allein – auf einem mit seidenen Kissen drapierten Diwan links der Tür saß Jennifer, nicht mehr nackt, wie ich sie unter Wasser gesehen hatte, sondern mit einem goldbestickten Umhang bekleidet und über und über behängt mit den kostbarsten Schmuckstücken. Und beiderseits der Fenster hockten zwei von Dagons Kaulquappenkreaturen wie riesige schwammige Kröten.

Dagon winkte ungeduldig mit der Hand, die Tür zu schließen, ging zu einem Stuhl unter dem Fenster und ließ sich hineinfallen. Mir fiel auf, wie fahrig seine Bewegungen wirkten und wie fiebrig der Glanz seiner

Augen war. Entweder war er nervös, dachte ich – oder krank.

»Was willst du?« fragte Dagon. »Ich habe dir gesagt, daß ich dich rufen werde, wenn du gebraucht wirst.«

Einen Moment lang starrte ich ihn verwirrt an. Er mußte doch wissen, weshalb ich gekommen war. In diesem Punkte hatte McGillycaddy durchaus recht – was immer auf diesem Schiff vorging, konnte Dagon nicht verborgen bleiben. Immerhin las er meine Gedanken.

Aber sein Blick sagte mir, daß das nicht stimmte. Er hatte keine Ahnung!

»Es ist... etwas geschehen«, sagte ich stockend. »Oben an Deck.«

»So?« frage Dagon lauernd. »Was?«

Verwirrt blickte ich erst ihn, dann Jennifer und dann wieder ihn an, fuhr mir nervös mit der Zungenspitze über die Lippen und setzte von neuem an. »Ich war oben, Dagon. Ich wollte mich umsehen, und –«

»Hast du gefunden, wonach du gesucht hast?« unterbrach mich Dagon.

»Zum Teufel, ich habe einen Toten gefunden!« fuhr ich auf. »Einen Mann, der auf diesem Schiff absolut nichts zu suchen hat! Einen von Necrons Drachenkriegern!«

Fünf, zehn, fünfzehn Sekunden lang starrte mich Dagon schweigend an, und es war ein Blick, unter dem ich mich zunehmend unwohler zu fühlen begann. »Einen Toten?« wiederholte er schließlich. »So. Und wie kommt es, daß ich nichts davon weiß?«

Jetzt war ich an der Reihe, perplex zu sein. Dagon sagte die Wahrheit. Es war verrückt – er las meine Gedanken, so mühelos, wie ich ein Buch zu lesen imstande war, aber er wußte nichts von dem Toten, den ich gefunden hatte.

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht vor Zorn. »Versuche nicht, mich zu betrügen, Robert Craven!« sagte er mit einer Stimme, die mehr dem Zischeln einer wütenden Schlange ähnelte als der eines Menschen. »Wir haben eine Abmachung getroffen, und obwohl ich es nicht einmal nötig hätte, halte ich mich daran. Deine Freunde sind frei, und ich habe ein Übriges getan und dem Narren Lovecraft und seinem Begleiter ein neues Leben geschenkt. Jetzt halte auch du deinen Teil. Oder versuche wenigstens ein bißchen intelligenter zu sein, wenn du mich schon belügen willst«, fügte er hämisch hinzu.

»Aber ich... ich habe ihn gesehen!« verteidigte ich mich. »Er war da, und irgend etwas hat ihn auf furchtbare Weise umgebracht, Dagon. Etwas, das noch an Bord des Schiffes ist. Ich habe ihn berührt, mit eigenen Händen, und –«

Ich hob die Arme, streckte Dagon beinahe anklagend die Hände entgegen, und sprach nicht weiter. Ich erinnerte mich gut an das furchtbare Gefühl, als ich den Toten angefaßt hatte. An die widerliche Wärme und Klebrigkeit seines Blutes, das meine Finger verschmierte.

Aber davon war jetzt keine Spur mehr zu sehen. Meine Hände waren sauber, als hätte ich sie stundenlang geschrubbt.

* * *

Der Raum mußte sich tief im Leib des Schiffes befinden, denn unter dem hölzernen Gitter, das den Boden bildete, schwappte Wasser, und die Luft schmeckte abgestanden und bitter. Dann und wann war ein dumpfes, stöhnendes Ächzen zu hören, das aus den Wänden zu dringen schien.

Der Kreis grünlicher Helligkeit war da aufgeflammt, wo bis vor Sekunden noch undurchdringliche Schwärze gewogt hatte, ein mannsgroßes Rad flirrenden grünen Lichtes. Der Vorgang war lautlos, aber es schien, als fauche ein körperloser Wind aus dem Riß in der Wirklichkeit hervor, der Kälte mit sich brachte, den Hauch einer anderen Welt.

Die Männer waren nacheinander aus dem Tor getreten, so lautlos und schnell, wie sie sich immer zu bewegen pflegten, mit der Eleganz von Raubkatzen. Die eine oder andere Bewegung wirkte noch nicht ganz koordiniert, und hier und da glaubte Shannon ein schmerzhaftes Flackern in einem Blick zu bemerken, Schweißtropfen auf einer halb von schwarzem Tuch verhüllten Stirn trotz der beißenden Kälte, das Zittern einer behandschuhten Hand.

Auch Shannon fühlte ein starkes körperliches Unwohlsein, etwas, das sich wie ein Schmerz in seinen Gliedern eingenistet hatte. Der Durchgang durch das Tor war anders gewesen als die Male zuvor. Die Schmerzen, die Kälte und das furchtbare Gefühl eines nicht enden wollenden Sturzes durch das Nichts waren wie immer gewesen, aber etwas hatte sie begleitet, etwas wie ein Schatten aus den Dimensionen des Irrsinns, die sie durchschnitten hatten. Für einen kurzen Moment ergriff die Angst von seinem Herzen Besitz.

Der grüne Kreis hinter der Reihe seiner Krieger begann sich rascher zu drehen, verwandelte sich in ein flammenspeiendes Rad, das dünne feurige Finger bis zur Decke und den Wänden schickte. Auch das war nicht normal, wußte Shannon. Er wartete.

Ewigkeiten schienen zu vergehen, Ewigkeiten, die in Wahrheit nur Minuten waren, aber so, wie die Tore den Raum verzerrten, verbogen und verwandelten sie auch die Zeit. Schließlich begann das helle Zentrum des Lichtkreises zu vibrieren. Etwas Dunkles, Körperloses erschien wie die Pupille eines Dämonenauges im Zentrum des Rades und wuchs rasend schnell heran.

Es war wie ein brodelnder Ball aus Nebel, der lautlos aus dem Tor herausglitt, flackernd und ohne fest umrissene Konturen. Ein dünner, rauchiger Strang begann aus dem Ball hervorzuwachsen, tastete sich ziellos wie ein blinder Wurm durch die Luft und näherte sich Shannons Gesicht.

Der junge Magier mußte sich mit aller Macht beherrschen, als der Nebelfaden seine Stirn berührte. Er spürte... Kälte. Zorn. Den Willen, zu töten. Schlimmer: zu vernichten. Alles zu zerstören, was Bestand hatte, nicht nur das Leben, sondern die Materie selbst zu zerstören, bis nur noch Chaos zurückblieb.

Dann etwas wie ein Tasten. Ein Suchen und Sondieren und Erkennen, dann ein plötzliches, beinahe schmerzhaftes Zurückziehen des fremden Etwas, das seinen Geist durchleuchtet hatte.

Der Strang aus Nebel und Nichts löste sich von seinem Gesicht, tastete weiter blind umher und berührte den ersten seiner Männer. Shannon sah die Furcht in seinen Augen aufflammen, als er die Berührung des UNAUSSPRECHLICHEN spürte, aber so wie bei ihm zuvor zog sich der Arm nach einer kleinen Weile zurück, glitt weiter, berührte den nächsten Krieger, den übernächsten...

Als es vorbei war, waren sie sicher. Das Wesen hatte sie als Verbündete erkannt. Shannon wußte es mit der gleichen, durch nichts begründeten Sicherheit, mit der er wußte, was dieser Ball aus brodelnder Schwärze bedeutete.

Aber es war eine Sicherheit, die nicht lange währte. Vier Stunden, hatte Necron gesagt. Vier Stunden, das SIEGEL zu finden und zu holen. Dann würde mit dem UNAUSSPRECHLICHEN das Chaos über dieses Schiff hereinbrechen.

Und über alles und jeden, der sich an Bord befand.

Mit einem Ruck drehte sich Shannon herum und begann lautlos auf den Ausgang zuzuhuschen. Seine Männer folgten ihm, und kurz nachdem sie den Raum verlassen hatten, begann das Tor endgültig zu erlöschen, der Ball aus dunklem Nebel zu verblassen.

Lautlos folgte er den sieben schwarzverhüllten Gestalten der Drachenkrieger. Er war jetzt unsichtbar.

Aber da, wo er entlangglitt, begann sich die Wirklichkeit zu verändern…

* * *

Ich war wieder an Deck gegangen. Die Kälte hatte zugenommen, und die brodelnde Wand aus Nebel, der Riß in der Wirklichkeit, auf den die DAGON zusteuerte, war breiter geworden, eine klaffende Schlucht, die das Schiff und alles, was darauf war, verschlingen würde.

Trotzdem zog ich den Anblick dem der Menschenmenge unter Deck des Schiffes vor. Ich wußte, daß ich mich irrte – aber mich erinnerten die gut zweihundert Männer und Frauen im Rumpf der DAGON immer mehr an eine Schafherde, die sich widerstandslos zusammentreiben läßt, um zur Schlachtbank zu ziehen. Was, dachte ich, wenn Dagon gelogen hatte? Wenn nicht eine neue Welt, sondern der Tod oder Schlimmeres auf diese Menschen wartete?

Der Gedanke, der daraus folgerte, war furchtbar.

Wenn es so war, dann trug ich die Schuld am Tode von zweihundert Menschen, denn all seine Macht hätte Dagon nichts genutzt, wäre ich nicht freiwillig an Bord dieses Schiffes gekommen.

Meine Hand glitt, beinahe von selbst, in die rechte Tasche meines Rockes, schloß sich um das goldene Amulett und zog es hervor. Es fühlte sich kühl an, sehr schwer und so glatt, als wäre es sorgsam poliert worden, dabei war seine Oberfläche alles andere als eben, sondern von verwirrenden Linien und Mustern zerfurcht.

Die Vorstellung, daß dieses so harmlos aussehende Stück Edelmetall über das Schicksal eines ganzen Dorfes entscheiden sollte, erschien mir lächerlich. Dagon hatte mir bisher – trotz meiner bohrenden Fragen – nicht gesagt, welche Bewandtnis es mit diesem Amulett hatte.

Ich drehte das scheinbar nutzlose Ding ein paarmal in den Händen, seufzte tief und wollte es wieder wegstecken, als ich eine Bewegung wahrnahm. Als ich mich umdrehte, erkannte ich Bannermann, der offensichtlich hier oben auf mich gewartet und bisher hinter einem der mächtigen Masten gestanden hatte. Jetzt trat er auf mich zu, lächelte flüchtig und deutete mit der Hand auf den goldenen Stern in meinen Fingern.

»Ist es das?« fragte er.

»Was?«

»Andaras Amulett«, antwortete Bannermann.

Ich nickte, machte Anstalten, es vollends einzustecken, aber Bannermann streckte fordernd den Arm aus, und nach kurzem Zögern ließ ich den goldenen Stern in seine Hand fallen.

»Woher wissen Sie davon?« fragte ich.

Bannermann strich fast behutsam mit den Fingerspitzen über die dünnen Linien, die in das Gold graviert worden waren. »Ihr Vater hatte es bei sich, als wir mit der LADY Schiffbruch erlitten haben«, sagte er. »Ich erinnerte mich daran. Ich bin zwar alt, aber mein Gedächtnis funktioniert noch ganz gut.« Er lächelte, hielt den goldenen Stern in die Sonne und reichte ihn mir dann zurück. »Außerdem hat mir Dagon erklärt, daß er ihn braucht«, fügte er hinzu.

»Wozu?« fragte ich.

Bannermann zuckte mit den Achseln. »Sind Sie hier der Hexer oder ich?« fragte er in halb scherzhaftem, halb ernstem Ton. »Vielleicht reicht es schon, wenn es an Bord ist.« Er seufzte, drehte sich herum und blickte aus zusammengekniffenen Augen in den wogenden Nebel vor dem Bugspriet des Schiffes. »Wahrscheinlich sogar«, fuhr er fort, leise und ohne mich dabei anzusehen. »So, wie ich diesen wandelnden Hering einschätze, würde er es nicht zulassen, von irgendjemandem abhängig zu sein. Von Ihnen schon gar nicht.«

Ich antwortete nicht. Bannermanns bewußt scherzhafter Ton täuschte mich keine Sekunde. Er hatte nicht nur auf mich gewartet, um Konversation zu machen, sondern aus einem ganz bestimmten Grund.

Plötzlich drehte er sich herum, sah mich durchdringend an und fragte ganz leise: »Warum haben Sie es getan, Robert?«

»Was?« erwiderte ich verwirrt.

Bannermann deutete mit einer fast zornigen Geste auf die Tasche, in der ich den goldenen Stern hatte verschwinden lassen. »Sie wissen, daß Dagon dieses Amulett braucht«, sagte er. »All seine Vorbereitungen und Zauberkunststückchen hätten ihm nichts genutzt ohne dies. Vielleicht wäre er jetzt schon tot.«

Ich wollte widersprechen, aber ich konnte es nicht, denn in Bannermanns Worten lag ein unüberhörbarer Vorwurf, der sich wie eine glühende Messerklinge in meine Brust bohrte.

»Was... was soll das, Bannermann?« stammelte ich hilflos. »Vor nicht einmal einer halben Stunde haben Sie praktisch das Gegenteil behauptet. Sie waren es, der –«

»Ich weiß, was ich gesagt habe, Craven«, unterbrach mich Bannermann zornig. »Und was die Leute aus Firth'en Lachlayn betrifft, bleibe ich dabei. Aber das war nicht der Grund, aus dem Sie hier sind. Sie hatten es in der Hand, Dagons Flucht zu verhindern. Sie hatten es in der Hand, ihn zu vernichten, ihn und seine ganze schwarze Brut.« Er schüttelte den Kopf, drehte sich wieder herum und starrte in den grauen Nebel, aber nur, um sich nach Sekunden erneut an mich zu wenden. Seine Stimme klang verändert, als er weitersprach.

»Verzeihen Sie, Craven. Ich wollte sie nicht verletzen. Es war wegen Howard und Rowlf, nicht wahr?«

»Gibt es irgend etwas, was Sie nicht wissen?« fragte ich.

Bannermann lächelte. »Nicht viel«, gestand er. »Aber ich verstehe nicht alles von dem, was ich weiß. Wie kommt es, daß Sie das Leben von zweihundert Männern und Frauen aufs Spiel setzen, um das von zwei Männern zu retten?«

»Sagten Sie nicht selbst, daß sie nicht in Gefahr sind?« fragte ich trotzig.

Bannermann nickte. »Natürlich. Aber das konnten Sie nicht wissen, als Dagon Sie vor die Alternative stellte.«

»Ich habe ihr Leben nicht aufs Spiel gesetzt«, verteidigte ich mich. »Ich habe –«

»Nicht einmal daran gedacht, als Sie sich entschieden«, unterbrach mich Bannermann. »Nicht wahr?«

Ich starrte ihn an, ballte in hilflosem Zorn die Fäuste – und nickte. Bannermann hatte recht. Als ich Dagon gegenüberstand und die Alternative hatte, ihn aufzuhalten oder das Leben meiner Freunde zu retten, hatte ich an nichts anderes gedacht als an Howard und Rowlf, die beiden einzigen Freunde, die mir geblieben waren.

»Was soll das, Bannermann?« murmelte ich betroffen. »Ein Verhör? Zu einem Tribunal fehlen Ihnen noch ein paar Mann.«

»Kein Verhör«, verbesserte mich Bannermann sanft. »Ich versuche mir nur darüber klar zu werden, was in Ihrem Kopf vorgeht, Craven. Ich versuche, Ihre Beweggründe zu begreifen. Ihr Handeln ist nicht logisch.«

»Das Wort Freundschaft haben Sie wohl noch nie gehört, wie?« fragte ich böse.

»Doch«, antwortete Bannermann. »Aber ich verstehe nicht, warum Sie –«

Der Rest seines Satzes ging in einem urgewaltigen Dröhnen unter, das die DAGON erschütterte.

Es ging unglaublich schnell, und Dutzende von Dingen schienen gleichzeitig zu geschehen:

Über dem Schiff erlosch der Himmel. Wo gerade noch strahlender Sonnenschein gewesen war, erstreckte sich plötzlich eine nachtschwarze Kuppel aus lichtschluckender Finsternis, durchzuckt von Blitzen, die wie spinnenfingrige blauweiße Hände über den Himmel rasten. Rings um die DAGON begann das Meer zu kochen, warnungslos, von einer Sekunde auf die andere. Haushohe Gischtwolken stoben auf, Wogen, höher als die Bordwand des Schiffes, rasten über die See, und mein erschrockener Aufschrei ging im ununterbrochenen Krachen und Bersten apokalyptischer Donnerschläge unter. Ein ungeheures Wimmern und Heulen erfüllte die Luft, und hoch über unseren Köpfen blähten sich die gewaltigen Segel der DAGON mit einem Schlag, der das Schiff bis in den letzten Winkel erzittern ließ.

Dann traf die erste Riesenwelle das Schiff, hob es wie ein Spielzeug in die Höhe und ließ es mit furchtbarer Gewalt zurück in das ihr folgende Wellental stürzen.

Die Erschütterung riß uns beide von den Füßen. Hilflos kugelte ich über das Deck, sah Bannermann wie eine gewichtlose Puppe durch die

Luft fliegen und mit einem markerschütternden Schlag gegen den Mast prallen, krachte selbst gegen einen Decksaufbau und kämpfte eine Sekunde lang mit aller Macht gegen die schwarze Bewußtlosigkeit, die von mir Besitz ergreifen wollte.

Als ich aufstehen wollte, ergriff mich eine Sturmböe und fegte mich abermals von den Füßen. Ich rollte über das Deck und versuchte mich irgendwo festzuklammern, kam erst am Fuße der Treppe, die zum Achterdeck hinaufführte, zur Ruhe.

Für eine Sekunde.

Dann hob die nächste Woge die DAGON in die Höhe, drehte das ganze gewaltige Schiff wie einen Spielzeugkreisel einmal um seine Achse und ließ es wieder fallen. Ein ungeheures Knirschen und Bersten erklang. Ich hörte einen Schrei, spürte einen weiteren, knochenbrechenden Schlag, versuchte auf die Füße zu kommen und fiel nach vorne, als sich die DAGON wie ein bockendes Pferd unter mir aufbäumte und ihr Deck wie eine hölzerne Faust nach mir schlug.

Erneut ertönte dieses fürchterliche Krachen und Splittern, und plötzlich sah ich einen Schatten, fühlte mich an den Armen ergriffen, in die Höhe und zur Seite gerissen.

Keine Sekunde zu früh!

Zum dritten Male erklang dieser schreckliche Laut, wütender und lauter als die Male zuvor, und plötzlich regneten dort, wo ich vor einer Sekunde noch gelegen hatte, mannsgroße Holztrümmer zu Boden. Dann schien der Himmel selbst auf das Schiff niederzustürzen, als sich die gebrochene Spiere endgültig aus ihrer Halterung löste und herabfiel, gewaltige Fetzen des zerrissenen Segels mit sich zerrend. Tonnenschwere Holztrümmer krachten auf das Deck und zermalmten die Planken; der Platz vor der Treppe war plötzlich ein zerfetzter, bodenloser Krater, und noch immer hielt das Bombardement aus Trümmern, zerrissenen Seilen und Tuchfetzen an.

Bannermann schleifte mich mit sich, bis wir im Windschatten des Hauptmastes und wenigstens für den Moment außer Gefahr waren. Die DAGON erbebte weiter unter den furchtbaren Schlägen, die ihre Flanken trafen, und selbst der turmhohe Mast, in dessen Schutz mich Bannermann gezerrt hatte, begann unter der Belastung zu ächzen. Ununterbrochen zuckten Blitze vom Himmel, und die Donnerschläge erfolgten jetzt so schnell, daß sie zu einem einzigen, nicht enden wollenden Rollen und Krachen geworden waren.

»Was bedeutet das, Bannermann?« schrie ich über das Heulen des Sturmes hinweg. Ich wußte nicht einmal, ob Bannermann meine Stimme hörte, aber dann hob er den Arm, deutete nach vorne, und ich folgte der Geste mit Blicken –

und schrie entsetzt auf.

Nicht nur der Himmel war verschwunden, sondern auch der brodelnde Nebel, auf den die DAGON wie ein Geschoß zugefegt war. Nun erstreckte sich dort die unendliche Fläche eines sturmzerfetzten Meeres, graues, kochendes Wasser, auf dem häusergroße Schaumflocken wie tanzende Dämonen wirbelten.

Aber das war es nicht, was mein Herz schier zum Stocken brachte.

Weit vor der DAGON, fast vor der brodelnden grauweißen Linie des Horizontes, klaffte ein Loch im Meer.

Ein Strudel.

Ein gewaltiges, allen Naturgesetzen spottendes Gebilde, als hätte jemand einen riesigen Korken aus dem Meeresboden gezogen, aus dem das Wasser jetzt schneller und schneller abfloß; ein Sog wie ein unter die Wasseroberfläche gesunkener Taifun, Meilen um Meilen groß und so tief wie die Hölle.

Und die DAGON schoß wie ein Pfeil auf diesen gigantischen Strudel zu!

* * *

Er war verwirrt. Mehr noch: überrascht und für den Moment aus der Fassung gebracht. Er hatte geahnt, daß der Angriff überraschend kommen und mit aller Macht geführt sein würde. Aber er hatte nicht damit gerechnet, daß der Feind so weit gehen würde.

Zorn breitete sich in ihm aus, als er begriff, was wirklich geschehen war. Für einen Moment war er versucht, aus seinem Versteck zwischen den Schatten hervorzutreten und mit seiner ganzen Macht zurückzuschlagen. Aber der Augenblick verging so rasch, wie er gekommen war.

Er mußte vorsichtig sein. Auch wenn der Feind nur ein sterblicher Mensch war, so hatte er doch mächtige Verbündete, Wesen, die ihm

an Stärke und Klugheit gleich kamen, vielleicht sogar stärker waren, denn anders als er kannten sie weder Rücksicht noch Skrupel. Und das Geschehen auf der DAGON war nur ein winziger Teil des Puzzles, nicht mehr als ein Zug in einem nach Äonen gezählten Spiel. Wenn er seine Maske zu früh fallen ließ, würde er verlieren. Die anderen wußten nicht von ihm, ahnten nicht einmal, daß es ihn gab, und diese Unwissenheit war sein größter Trumpf. Wenn er ihn zu früh ausspielte, mochte es sein, daß er seine letzte Chance verschenkte, ehe der wirkliche Kampf überhaupt begann.

Aber es gab etwas anderes, was er tun konnte...

* * *

Ich hörte die Schreie, lange ehe ich die Treppe hinunterstürzte und den Mannschaftsraum betrat: spitze, gellende Schreie, wie sie Menschen nur in höchster Not ausstoßen, Menschen, die Todesangst ausstehen. Das Schiff erbebte noch immer wie unter einer ununterbrochenen Folge furchtbarer Hammerschläge, und ich torkelte mehr die Treppe hinunter, als daß ich ging. Zwei, dreimal verlor ich das Gleichgewicht und schlitterte haltlos weiter, verletzte mich aber wie durch ein Wunder nicht ernsthaft, sondern fügte der stattlichen Sammlung von Beulen und Schrammen auf meinem Körper nur einige weitere Exemplare hinzu.

Die Messe bot ein Bild des Chaos, als ich durch die Tür stolperte. Die gewaltigen Erschütterungen, die die DAGON in ihren Grundfesten erbeben ließen, hatten Tische und Bänke durcheinandergewirbelt und zertrümmert und harmlose Möbel in tödliche Geschosse verwandelt.

Nicht wenige Männer und Frauen lagen blutend und stöhnend da, und die, die unverletzt geblieben waren, rannten in wilder Panik durcheinander und vergrößerten so das Chaos noch. Ein unbeschreiblicher Lärm erfüllte den Saal.

Mühsam arbeitete ich mich durch die wild durcheinandertobende Menschenmenge vor, stieg über einen zertrümmerten Tisch, unter dem ein reichlich mitgenommener McGillycaddy hervorlugte, und stieß die Tür auf, die zu Dagons Kabine führte. Der Gang dahinter war halb eingestürzt; ein Teil der Decke war heruntergebrochen und versperrte den Weg, und durch einen handbreiten, klaffenden Riß in der Seitenwand schoß schaumiges Salzwasser herein. Der Boden unter meinen Füßen bebte wie ein waidwundes Tier.

Torkelnd erreichte ich die Tür, hinter der ich Dagons Kabine wußte, rüttelte einen Moment lang vergeblich an der Klinke und warf mich schließlich mit aller Macht dagegen. Das Holz ächzte unter meinem Anprall, gab aber erst beim dritten Versuch wirklich nach; zusammen mit den Resten der zerborstenen Tür taumelte ich in den Raum.

Um ein Haar wäre es mein letzter Schritt geworden.

Ich sah die Klinge heranfegen, versuchte eine Abwehrbewegung zu machen und verlor auf dem bockenden Boden das Gleichgewicht. Mit haltlos rudernden Armen kippte ich nach hinten, rollte mich instinktiv zur Seite und hörte die Klinge dort in den Boden krachen, wo ich zuvor noch gelegen hatte.

Ein spitzer, gellender Schrei erscholl, und mit einem Male verschwand der Schatten über mir und machte einem Knäuel ineinander verstrickter Arme, Beine und sonstiger Extremitäten Platz.

Mühsam rappelte ich mich auf, blinzelte die Benommenheit weg und blickte eine halbe Sekunde lang verstört auf das entsetzliche Bild, das sich mir bot.

Aus der ehemals prachtvollen Kabine war ein Trümmerhaufen geworden. Zwei der drei Fenster waren zerbrochen, so daß Gischt und eisiger Wind hereinfauchten, das Mobiliar war zertrümmert, und neben dem thronartigen Stuhl, auf dem Dagon gesessen hatte, lag der furchtbar zugerichtete Kadaver eines seiner Kaulquappenmonstren.

Das zweite Ungeheuer kämpfte einen verzweifelten Kampf mit dem schwarzverhüllten Mann, der mich angegriffen hatte – einem von Necrons Drachenkriegern!

Es war ein Kampf, den es nicht gewinnen konnte. Die Bestie hatte den Mann in einem für sie günstigen Moment angefallen, gerade, als er sich auf mich konzentrierte und sie für Sekunden nicht beachtete, aber der Augenblick der Überraschung war vorüber. Der Drachenkrieger wich dem schnappenden Maul des Monstrums mit einer fast spielerisch wirkenden Bewegung aus, schlug ihre Klauenhände beiseite und sprang mit einem Satz zurück. Das Schwert in seiner Hand funkelte wie ein gefangener Blitz.

Ich sah den Hieb nicht einmal, so schnell war er, aber Dagons Monsterkreatur prallte mitten in der Bewegung zurück, hob mit einem fürchterlichen Gurgeln die Hände an den Schädel – und kippte ganz langsam nach hinten, während sich Necrons Killer bereits wieder umwandte, um mir endgültig den Garaus zu machen.

Hastig wich ich zurück, bis ich mit dem Rücken an der Wand stand. Der Schwarzgekleidete kam näher, nicht sehr schnell, aber mit fließenden, gleitenden Bewegungen, die deutlich zeigten, wie sehr er seinen Körper unter Kontrolle hatte. Die Spitze seines Schwertes richtete sich auf mein Gesicht und folgte jeder meiner Bewegungen wie eine stählerne Schlange.

Verzweifelt sah ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Es war lange her, daß ich einem Mann wie ihm gegenübergestanden hatte, aber die Erinnerung daran war trotzdem noch zu lebhaft, um mich den Gedanken an einen Kampf mit dem Maskierten sofort wieder verwerfen zu lassen. Diese Männer waren einfach ein paar Klassen zu gut für mich.

Ich wich ein Stück zur Seite, hob ein zerbrochenes Stuhlbein auf und schwang es wie eine Keule.

Der Drachenkrieger machte eine fast spielerische Bewegung mit dem Schwert, und aus meinem Knüppel wurde ein kaum drei Inches langer Stumpf. Dann stieß er zu.

Es war wohl eine Kombination aus schierem Glück und der Kraft, die mir die Verzweiflung gab, daß es mir gelang, dem Stich auszuweichen. Die Klinge fuhr mit einem häßlichen Ratschen über meine Rippen und bohrte sich tief in die Wand neben mir.

Instinktiv griff ich zu, umklammerte die Hand des Drachenkriegers und hielt sein Gelenk fest. Gleichzeitig trat ich nach ihm; eine Kombination, die nicht gerade den englischen Boxregeln entsprach, aber im allgemeinen sehr wirkungsvoll war.

Diesmal nicht.

Der Mann nahm den Tritt hin, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ließ plötzlich sein Schwert los und schlug mir hart mit dem Handrücken über den Mund. Ich sackte in mich zusammen, ließ mich zur Seite kippen, entging so im letzten Moment einem gemeinen Fußtritt und revanchierte mich auf die gleiche Weise. Der Drachenkrieger fiel nach hinten, kam mit einer Rolle wieder auf die Füße, und senkte die Hand unter sein Gewand. In seinen Fingern glitzerte ein fünfzackiger, metallener Stern mit rasiermesserscharfen Kanten.

Hinter mir peitschte ein Schuß.

Necrons Killer erstarrte mitten in der Bewegung. Seine Augen wurden

rund vor Staunen, und plötzlich färbte sich das schwarze Tuch, das sein Gesicht verbarg, rot. Er wankte. Der Wurfstern fiel zu Boden und blieb zitternd in den Planken stecken. Ganz langsam brach er in die Knie, hob die Hände an das Gesicht und fiel nach vorne.

Als ich mich aufrichtete, begegnete ich McGillycaddys häßlichem Grinsen. Er stand breitbeinig unter der Tür, eine Winchester-Büchse in den Händen haltend, deren Lauf jetzt mit einer raschen Bewegung herumruckte und sich genau auf mein Gesicht richtete.

»Eigentlich hätte ich warten sollen, bis er dich endlich hat, Craven«, sagte er. »Aber vielleicht kann ich das ja nachholen. Was ist hier passiert? Wo sind Dagon und die Schlampe, die er bei sich hat?«

Ich verlängerte die Liste der Dinge, die ich ihm antun wollte, in Gedanken um einige Punkte, stemmte mich mühsam hoch und ging in großem Bogen um den Toten herum. McGillycaddys Gewehr folgte meiner Bewegung getreulich, aber ich wußte, daß er nicht schießen würde. Zornig trat ich auf ihn zu, drückte die Winchester herunter und funkelte ihn an.

»Warum haben Sie ihn erschossen, Sie Idiot?« fauchte ich.

»Hätte ich vielleicht warten sollen, bis er Ihnen einen neuen Scheitel gezogen hätte?« fragte McGillycaddy trotzig.

Ich fegte seine Worte mit einer ärgerlichen Handbewegung zur Seite. »Eine Kugel in die Schulter hätte genügt, McGillycaddy. Aber es macht Ihnen Spaß, zu töten, nicht?«

McGillycaddy schob trotzig die Unterlippe vor. »Der Kerl wollte Sie umbringen, Craven«, sagte er. »Was ist das überhaupt für einer? Wo kommt er her?«

»Warum fragen Sie ihn nicht?« sagte ich wütend.

Ein betroffener Ausdruck erschien auf McGillycaddys Gesicht. Aber er fing sich sofort wieder, hob sein Gewehr und versetzte mir einen unsanften Stubser in die Rippen. Als Revanche trat ich ihm auf die Zehen, als ich an ihm vorbeiging und die Kabine verließ, und McGillycaddy verpaßte mir einen weiteren Stoß in den Rücken. Ich war klug genug, das Spielchen nicht fortzuführen.

Das Chaos im Mannschaftsraum hatte sich ein wenig gelegt, als ich zusammen mit McGillycaddy zurückkam. Die DAGON schwankte noch immer wie ein winziges Ruderboot, aber zumindest hatten die

furchtbaren Schläge aufgehört; das Schiff schien seinen eigenen Rhythmus im Sturm gefunden zu haben. Die Katastrophe war nicht ganz so schlimm, wie es zuerst ausgesehen hatte. Zahlreiche Männer und Frauen waren verletzt, und es schien einige gebrochene Arme und Beine gegeben zu haben. Aber niemand war tot oder lebensgefährlich verwundet.

»Was geht dort oben vor?« fragte McGillycaddy mit einer Kopfbewegung nach oben zur Treppe und dem Oberdeck. »Werden wir angegriffen?«

»Warum schauen Sie nicht nach?« fragte ich patzig.

McGillycaddy schürzte die Lippen, warf sein Gewehr auf den Tisch und funkelte mich an. »Okay, Craven«, sagte er wütend. »Es geht auch ohne Sie. Ich wollte Ihnen eine Chance geben. Stanley ist auf dem Weg nach oben und sieht nach. Wenn er zurückkommt, wissen wir ohnehin Bescheid. Wo ist Dagon?«

»Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich es nicht weiß«, fauchte ich. »Jennifer und er sind verschwunden. Aber das ist jetzt nicht so wichtig. Wir müssen das Schiff verlassen!«

McGillycaddy starrte mich an, als zweifle er ernsthaft an meinem Verstand. Wahrscheinlich tat er es. »Was haben Sie gesagt?« fragte er blöde.

»Kennen Sie sich hier aus?« fragte ich. »Wissen Sie, ob es Rettungsboote gibt?«

»Sind Sie übergeschnappt?« murmelte McGillycaddy. »Warum sollten wir die DAGON verlassen – nur wegen ein bißchen Seegang? Sie –«

»Zum Teufel, es ist mehr als ein bißchen Seegang!« unterbrach ich ihn aufgebracht. »Die DAGON wird untergehen!«

McGillycaddy keuchte. »Das meinen Sie nicht ernst, Craven«, sagte er. »Dagon würde uns nicht im Stich lassen. Keine Macht der Welt kann diesem Schiff gefährlich werden.«

»Warum gehen Sie nicht nach oben und sehen nach?« schlug ich vor.

Eine endlose Sekunde lang starrte McGillycaddy mich an, dann fuhr er herum, riß mit einer wütenden Bewegung sein Gewehr vom Tisch und deutete zum Ausgang. »Genau das werden wir tun, Craven. Und Sie kommen mit.« Er fuhr herum. »Phers, Hunter – ihr kommt mit uns.

Die anderen bleiben hier.«

Die beiden Angesprochenen traten gehorsam an unsere Seite, als wir den Raum abermals durchquerten und zur Treppe gingen. Phers stieß die Tür auf, trat gebückt hindurch –

und blieb mitten im Schritt stehen, erstarrt wie eine lebensgroße, steinerne Puppe.

»Was ist los?« fauchte McGillycaddy ungeduldig. »Warum gehst du nicht weiter, Kerl?« Unwillig packte er Phers bei der Schulter und riß ihn herum. Im nächsten Moment brach ein halb erstickter Laut über seine Lippen.

Das Gesicht seines Gefolgsmannes hatte sich in eine blutige Maske verwandelt. Seine Augen waren weit geöffnet, aber er war bereits tot.

Aus seiner Stirn ragte ein fünfzackiger Metallstern…

* * *

»Hier entlang!« Dagon deutete ungeduldig auf einen niedrigen, halb hinter aufgerollten Tauen und Segeltuch verborgenen Durchgang. »Schafft Platz! Rasch!«

Die beiden menschgroßen Froschkreaturen, denen der Befehl galt, machten sich eifrig daran, das Hindernis beiseitezuschaffen, während Dagon ungeduldig von einem Fuß auf den anderen trat und immer wieder in den dunklen Gang zurückblickte, aus dem sie gekommen waren.

Fast ein Dutzend seiner Diener – alle, die ihn an Bord dieses Schiffs begleitet hatten und noch lebten – waren zurückgeblieben, um seine Flucht zu decken. Trotzdem wußte er nicht, ob die Zeit reichen würde.

»Beeilt euch!« drängte er ungeduldig. Aus dem Gang hinter ihm erscholl ein furchtbarer röchelnder Laut, gefolgt von einem widerlichen Reißen, als schnitte Stahl durch Seide. Dagon schauderte. Er wußte, wie stark und schnell seine Diener waren – schließlich hatte er sie zu dem einzigen Zweck erschaffen, zu kämpfen –, aber gegen die unheimlichen Männer in den schwarzen Kleidern waren sie hilflos wie Kinder. Ein einziger von ihnen hatte vor seinen Augen ein halbes Dutzend seiner Diener getötet.

»Was bedeutete das, Dagon?« wimmerte Jennifer neben ihm.

»Warum bleibst du nicht zurück und findest es heraus?« schnappte Dagon wütend. »Niemand zwingt dich, mit mir zu kommen!«

»Aber wieso fliehen wir?« fragte Jennifer. Ihre Augen waren weit vor Schrecken. Sie zitterte. »Du kannst sie nicht alle zurücklassen! Du mußt kämpfen, Dagon – du... du mußt sie beschützen!«

Ungeduldig wandte Dagon den Blick. Die beiden krötenähnlichen Wesen hatten das Hindernis fast beiseite geräumt, und hinter dem niedrigen Durchgang war ein weiterer, allerdings vollkommen leerer Raum zum Vorschein gekommen. Vor seiner Rückwand war ein fünfzackiger Stern auf den Boden gemalt worden. Seine Linien schienen zu flimmern, als wären sie nicht real, sondern nur Illusionen aus Licht.

»Bitte, Dagon! Du bist ein Gott. Du kannst nicht alle im Stich lassen, die dir vertraut haben!«

Widerwillig blickte Dagon auf das schwarzhaarige Mädchen herab. »Es gibt nichts, was ich für sie tun könnte«, sagte er. »Es tut mir leid, Jennifer. Ich kann mein Leben retten und deines, wenn du willst, aber das ist alles.«

Das war nicht die Wahrheit, und sie wußten es beide. Es waren nicht die Drachenkrieger, vor denen er floh. Nicht einmal sie hätten ihm wirklich gefährlich werden können, hätte er sie mit seiner ganzen dämonischen Macht angegriffen. Es war das, was mit ihnen gekommen war, vor dem er davonlief. Das Chaos, das nach der DAGON griff und sie vernichten würde. Sie und alles, was an Bord war.

»Wir müssen fliehen, Jennifer«, sagte er noch einmal, und sehr viel sanfter jetzt. »Es tut mir leid, aber das ist der einzige Weg. Wir... wir haben zu lange gewartet. Der Feind ist auf uns aufmerksam geworden. Die DAGON wird untergehen.«

Jennifer erbleichte. »Und... die anderen?« fragte sie stockend. »Meine Mutter und... und alle, die dir vertraut haben? Du kannst sie nicht im Stich lassen.«

»Ich kann nichts für sie tun!« sagte Dagon wütend. »Sie sterben so oder so – willst du mit ihnen sterben? Oder mir folgen und leben?«

Jennifer starrte ihn aus brennenden Augen an, drehte sich herum und

blickte auf das sanft leuchtende Pentagramm in der angrenzenden Kammer. »Das ist... eines der Tore, von denen du mir erzählt hast, nicht wahr?« fragte sie. Dagon nickte. »Warum... warum können die anderen es nicht benutzen? Du kannst sie retten, Dagon!« Der letzte Satz klang wie ein Schrei.

Statt einer Antwort deutete Dagon stumm auf den Gang, aus dem sie gekommen waren. Der Kampflärm war näher gerückt. Er konnte spüren, wie seine Diener starben, während sie versuchten, die unheimlichen Angreifer aufzuhalten. »Geh und hole sie«, sagte er.

»Halte sie auf!« flehte Jennifer. »Bitte, Dagon – ich weiß, daß du es kannst. Du... du hast die Macht dazu. Sie brauchen nicht lange. Sie... sie können alle gerettet werden.«

Dagon starrte sie an, blickte für einen endlosen Moment in den Gang – und wandte sich mit einem Ruck um. Gebückt trat er durch die Tür, stieß eine seiner Dienerkreaturen grob beiseite und drehte sich noch einmal um, um zu Jennifer zurückzublicken.

»Begleitest du mich?«

Jennifer schwieg. Tränen füllten ihre Augen. Sie hatte kaum die Kraft, den Kopf zu schütteln.

Mit einem abfälligen Laut ging Dagon weiter und trat entschlossen ins Zentrum des Pentagramms hinein.

»Dagon!« Jennifers Stimme überschlug sich beinahe. »Ich flehe dich an – laß uns nicht im Stich!« Mit einem verzweifelten Schrei warf sie sich vor, stürzte hinter Dagon her und streckte die Arme aus, wie um ihn festzuhalten.

Aber es war zu spät. Die dünnen Linien des Pentagramms begannen wie lebende Schlangen aus giftgrünem Licht zu zucken, und plötzlich war da, wo vor Sekunden noch nichts gewesen war, eine Barriere aus flirrenden, wie die Fäden eines gewaltigen Spinnennetzes ineinander verwobenen Linien. Jennifer prallte mit einem Schrei zurück, als sie die Hitze spürte, die von der Erscheinung ausging.

Das Leuchten nahm noch zu, und im gleichen Maße begann die Gestalt des Fischgottes an Realität zu verlieren. Jennifer wandte geblendet den Blick und wich vor der Woge glühender Hitze zurück.

Erst als das Brennen auf ihrem Gesicht aufhörte, wagte sie es, die Hände herunterzunehmen und behutsam die Augen zu öffnen.

Das Netz aus Licht war erloschen. Aus der flammenspeienden Erscheinung auf dem Boden war wieder eine harmlos aussehende, nicht einmal besonders kunstfertig ausgeführte Zeichnung geworden.

»Warum?« wimmerte Jennifer. »Warum hast du uns verlassen, Dagon? Warum läßt du uns im Stich? Wir... wir haben dir vertraut. Wir lieben dich doch!«

Aber die Stille antwortete nicht.

Dagon war verschwunden.

Für endlose Sekunden starrte Jennifer weiter aus brennenden Augen dorthin, wo der Mann – das Wesen, das sie geliebt hatte – gestanden hatte, dann drehte sie sich mit hölzern wirkenden Bewegungen um und sah wieder zur Tür.

Die beiden gräßlichen Geschöpfe, die Dagon und sie hierher begleitet hatten, begannen immer nervöser hin und her zu laufen. Ihre furchtbaren Mäuler schnappten wie die von Hunden, und ihre Klauenhände öffneten und schlossen sich ununterbrochen. Vielleicht begannen auch sie allmählich zu begreifen, daß ihr Herr sie im Stich gelassen hatte wie alle, die ihm vertraut hatten.

Der Kampflärm aus dem Gang nahm zu, und plötzlich torkelte die verkrümmte Gestalt eines Krötenmannes durch die Tür, über und über mit schwarzem Blut besudelt und leise, wimmernde Schmerztöne ausstoßend. Mit letzter Kraft taumelte er auf das Pentagramm zu, brach in die Knie und kippte nach vorne. Seine Krallenhände gruben sich in das Holz zwischen den daraufgemalten Linien, als versuche er noch im letzten Augenblick verzweifelt, seinem Herrn zu folgen.

Hinter ihm erschienen drei der Schwarzgekleideten.

Es war das erste Mal, daß Jennifer die Männer, deren bloßer Anblick genügt hatte, Dagon so sehr in Panik zu versetzen, wirklich sah. Bisher hatte sie sie nur als Schatten wahrgenommen, Schatten, die töteten und sich derart schnell bewegten, daß das menschliche Auge ihnen kaum zu folgen vermochte.

Und plötzlich glaubte sie zu verstehen, warum Dagon diese Männer so fürchtete. Es war nicht ihr Äußeres – sicher, sie wirkten unheimlich und bedrohlich in ihren schwarzen Kleidern, aber trotz allem doch immer noch menschlich –, sondern etwas, das unsichtbar und körperlos mit ihnen zu kommen schien wie ein eisiger Hauch.

Die beiden zurückgebliebenen Froschkreaturen versuchten die Männer anzugreifen. Sie kamen ihnen nicht einmal nahe. Einer der drei machte eine blitzartige Bewegung mit der Hand, und die erste Kaulquappenkreatur sank in sich zusammen, die Hände um den Dolch gekrampft, der plötzlich aus ihrer Brust ragte. Die andere starb, ehe sie den Boden berührte; gefällt von einem Schwerthieb, der so schnell kam wie ein Blitz.

Mit einem ängstlichen Keuchen wich Jennifer vor den drei Männern zurück, bis sie das gegenüberliegende Ende der Kammer erreicht hatte und nicht weiterkonnte. Die drei musterten sie kalt. Jennifer wußte, daß sie sterben würde.

Einer der drei Männer hob plötzlich die Hand an den Kopf und löste das schwarze Tuch, das sein Gesicht verhüllte. Jennifer sah, daß er noch sehr jung war; kaum mehr als ein Knabe, keinesfalls älter als sie selbst. Um seinen Mund lag ein sonderbar sanfter, weicher Zug, der nicht so recht zu dem blutigen Schwert in seiner Hand passen wollte.

Einen Moment lang musterte er sie schweigend, dann drehte er sich herum, stieß die tote Froschkreatur mit dem Fuß beiseite und begann die Linien des Pentagrammes mit den Fingerspitzen nachzufahren. Die Augen hielt er dabei geschlossen, als lausche er in sich hinein. Schließlich schüttelte er den Kopf und stand wieder auf.

»Er ist entkommen«, sagte er.

Einer der beiden anderen sah ihn an. »Kannst du das Tor öffnen?«

Der junge Mann nickte. »Ich könnte es«, antwortete er. »Aber es wäre sinnlos. Das SIEGEL ist noch hier an Bord. Ich fühle seine Nähe.« Er zögerte einen winzigen Moment. »Holen wir es.«

Sein Kamerad nickte, trat einen Schritt auf Jennifer zu und hob sein Schwert, aber der Mann mit dem Kindergesicht fiel ihm rasch in den Arm und schüttelte den Kopf. »Sie nicht«, sagte er.

»Aber –« Der andere wollte widersprechen, aber der Schwarzgekleidete schnitt ihm mit einer herrischen Geste das Wort ab.

»In wenigen Stunden wird dieses Schiff ohnehin untergehen«, sagte er. »Laß ihr diese Zeit noch. Es macht keinen Unterschied.«

Damit trat er auf Jennifer zu, hob die Hand und berührte sie beinahe sanft an der rechten Seite des Halses.

Shannon fing das Mädchen auf, als es das Bewußtsein verlor.

* * *

Mit einem gellenden Schrei ließ McGillycaddy den Körper seines toten Kumpans fallen, riß sein Gewehr hoch und begann zu schießen; wild und ungezielt und so schnell hintereinander, daß die peitschenden Explosionen der Winchester zu einem einzigen, trommelfellzerreißenden Krachen verschmolzen. Der Lauf des Gewehres ruckte hierhin und dorthin und stach grellorangene Blitze in die Dunkelheit, und trotz des ohrenbetäubenden Krachens konnte ich das helle Klatschen hören, mit dem die Kugeln über uns in die Wände und die Treppenstufen fuhren.

Mit einem Satz trat ich neben ihn und versuchte ihm die Büchse zu entringen, aber die Panik gab McGillycaddy schier übermenschliche Kräfte. Er schüttelte mich ab, versetzte mir einen Kolbenstoß und schoß weiter, bis das Magazin der Winchester leer war.

»Hören Sie... auf«, keuchte ich, halb gegen die Wand gesunken und die Hände über dem schmerzenden Leib verkrampft. Ich bekam kaum Luft. McGillycaddys Hieb hatte mir eine Rippe geprellt, mindestens. Trotzdem sprach ich weiter, denn ich sah, daß sich McGillycaddy keineswegs beruhigt hatte. Im Gegenteil. Seine Finger gruben in den Taschen seiner groben Arbeitsjacke und förderten eine Handvoll Patronen zutage, die er zitternd in den Kolben des halbautomatischen Gewehres schob.

»Hören Sie endlich auf, Sie verdammter Idiot!« würgte ich hervor. »Diesen Männern ist mit Gewehren nicht beizukommen, begreifen Sie das nicht?«

McGillycaddy fuhr herum. Seine Augen waren unnatürlich geweitet, und der Blick, den ich darin las, erinnerte mich an den eines Wahnsinnigen. »Das wollen wir sehen!« keuchte er. »Das werden wir ja sehen, Craven. Kommen Sie – wenn Sie sich trauen!«

Damit stürmte er los, beide Hände um das Gewehr gekrallt und immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend. Sein Kumpan Hunter folgte ihm, wie durch Zauberei plötzlich eine großkalibrige Faustfeuerwaffe in den Händen haltend, und nach sekundenlangem Zögern stolperte auch ich hinter den beiden her und die Treppe hinauf. McGillycaddy war ein Mörder, der den Tod wahrscheinlich hundertmal verdient hatte – aber letztendlich war er ein Mensch, und ich konnte ihn nicht

tatenlos in den Untergang laufen lassen.

Der Sturm hatte noch an Gewalt zugenommen, als wir das Deck erreichten. Der Wind schlug mir mit solcher Macht entgegen, daß ich strauchelte und gegen die Wand fiel, kaum daß ich hinter McGillycaddy und Hunter aus der Tür gekommen war, und der Himmel hatte sich vollends in ein Gitterwerk ununterbrochen flackernder Blitze verwandelt, die das Deck der DAGON zu einem Chaos aus Schatten und Finsternis und jäh aufflammenden blauen Flächen werden ließen. McGillycaddy stand verkrümmt und breitbeinig wenige Schritte vor mir und schrie irgend etwas, aber das Heulen des Sturmes riß ihm die Worte von den Lippen und trug sie davon, lange ehe ich sie hören konnte.

Aber ich sah auch so, was er meinte. Auf halber Strecke zwischen dem Achteraufbau und dem Mast lag ein Toter. Der Mann, den McGillycaddy hinaufgeschickt hatte, um nach dem Rechten zu sehen. Ich erkannte ihn allerdings nur noch an seiner Kleidung.

Der Kopf fehlte!

Mir wurde übel.

McGillycaddy ergriff mich grob bei den Schultern, riß mich herum und deutete wild gestikulierend aufs Meer hinaus.

Der Strudel war näher gekommen, sehr, sehr viel näher. Statt eines kleinen grauen Kreises sich rasend schnell drehenden Wassers gähnte er jetzt wie ein bodenloser Schacht vor der DAGON im Meer, und durch das furchtbare Zischen der Blitze und den ununterbrochen rollenden Donner war ein tiefer, grollender Laut zu hören, als stürzten tief unter unseren Füßen ganze Gebirge zusammen. Und plötzlich fiel mir auch auf, um wieviel schneller die DAGON geworden war. Ihre Segel waren noch immer zum Zerreißen gespannt, aber noch schneller zerrte sie die Strömung vorwärts. Das Schiff schoß mit der Geschwindigkeit eines Schnellzuges auf den rasenden Strudel zu.

»Was ist das?« brüllte McGillycaddy neben mir. »Zum Teufel, Craven – was bedeutet das?«

Ich schüttelte den Kopf, deutete auf meine Ohren und dann zurück zum Treppenaufgang, und McGillycaddy verstand. Schräg gegen den Wind gelehnt, kämpften wir uns zur Tür zurück und blieben auf der obersten Stufe stehen. Das Heulen des Sturmes war auch hier noch ohrenbetäubend, aber es hatte zumindest so weit abgenommen, daß wir uns – wenn auch halbwegs schreiend – verständigen konnten.

»Was ist das, Craven?« fragte McGillycaddy erneut.

»Das, was ich Ihnen zeigen wollte«, antwortete ich. »Die Rettungsboote – erinnern Sie sich?«

McGillycaddy starrte mich betroffen an. »Aber das... das ist unmöglich«, stammelte er. »Dagon hat versprochen –«

»Ich weiß nicht, was er Ihnen versprochen hat, McGillycaddy«, unterbrach ich ihn böse. »Ich weiß nur, daß von Ihrem sogenannten Gott keine Spur mehr zu sehen ist. Und daß das Schiff in spätestens zwei Stunden in diesen Strudel fallen wird, wenn wir unsere Geschwindigkeit nicht herabsetzen oder den Kurs ändern.«

»Das können wir nicht«, brüllte McGillycaddy »Ich... verdammt, Craven – niemand hier an Bord hat eine Ahnung, wie man dieses Schiff steuert.«

»Wissen Sie wenigstens, ob es Rettungsboote gibt?« fragte ich.

McGillycaddy starrte mich an, schluckte ein paarmal hart und schüttelte den Kopf. Sein Gesicht färbte sich ganz langsam grau. »Nein«, gestand er. »Ich habe... keine Ahnung. Niemand hat das. Wir... wir haben Dagon vertraut, Craven.«

Ich schluckte die scharfe Antwort, die mir auf der Zunge lag, im letzten Moment herunter. »Dann müssen wir sie suchen«, sagte ich. »Kommen Sie.«

Ohne auf seine Antwort zu warten, stürzte ich die Treppe hinunter und lief zurück in den Mannschaftsraum.

Die Panik, die unter den verängstigten Bewohner von Firth'en Lachlayn ausgebrochen war, hatte sich gelegt. Die Männer und Frauen saßen in kleinen Gruppen oder einzeln da, ängstlich zusammengedrängt oder in den vermeintlichen Schutz eines umgestürzten Tisches gekauert, und statt des Chores aus schreienden und durcheinanderrufenden Stimmen hatte sich eine fast geisterhafte Stille über der Menge ausgebreitet. Aber es war eine Stille, die mich fast ebenso erschreckte wie die Panik zuvor.

Ich kannte diese Art der Stille. Ein Funke, ein unbedachtes Wort genügte, um diese zweihundert Menschen in einen durchgehenden Mob zu verwandeln.

Oder ein Idiot wie McGillycaddy.

Rasch lief ich bis zur Mitte des Saales, sprang auf einen Tisch und hob die Arme. »Hört mir zu!« rief ich.

Fast augenblicklich verstummten auch die letzten gemurmelten Worte, und mit einem Male fand ich mich in dem unbehaglichen Gefühl, von mehr als zweihundert Augenpaaren angestarrt zu werden.

»Hört mir zu«, sagte ich noch einmal. »Es ist etwas geschehen. Die DAGON ist in einen Sturm geraten.« Ich brach ab, sah mich rasch und nervös um und bemerkte, daß McGillycaddy und Hunter unter der Tür erschienen waren. Zu meiner Erleichterung blieb McGillycaddy jedoch stehen und sah mich nur aus eng zusammengekniffenen Augen an. Das Gewehr in seinen Händen deutete in meine Richtung, zielte jedoch nicht direkt auf mich.

Ein wenig leiser, aber noch immer mit erhobener Stimme und jedes Wort genau überlegend, sprach ich weiter: »Wir müssen das Schiff verlassen, und zwar sehr schnell. Aber es besteht kein Grund zur Panik. Niemand ist in Gefahr, wenn wir die Nerven behalten.«

Das war wahrscheinlich die dreisteste Lüge seit der Erfindung des Kommunismus, aber ich habe schon immer sehr überzeugend lügen können – und ich hatte noch ein paar Tricks auf Lager, die mir halfen.

Es war schwer; so schwer, daß der Saal vor meinen Augen zu verschwimmen begann und ich vor Anstrengung taumelte. Nie zuvor hatte ich versucht, eine so große Menschenmenge geistig zu beeinflussen, nicht einmal mit dem Gedanken gespielt, daß so etwas überhaupt möglich war.

Jetzt mußte ich es.

Ich spürte die Panik, die meine Worte auslösten, wie eine unsichtbare Woge knisternder elektrischer Energie durch den Raum fegen und nach den Herzen der Männer und Frauen greifen; graue, gestaltlose Furcht, die jedes bißchen verbliebenen klaren Denkens hinwegfegen wollte. Mit aller Macht stemmte ich mich dagegen, versuchte meinen Geist zu öffnen und beruhigende Impulse in zweihundert Gehirne gleichzeitig zu senden… und spürte, wie mein Versuch jämmerlich scheiterte. Es war, als wolle ich eine Flutwelle mit bloßen Händen aufhalten.

Dann…

Etwas berührte meine Stirn, glitt sanft über meine Haut und drang in meinen Schädel ein. Das Gefühl war ganz real, als würde mich

wirklich eine unsichtbare kühle Hand berühren, und auf schwer zu fassende Weise freundlich. Es ging sehr schnell. Die unsichtbaren Finger tasteten weiter, schienen sanft in meinem Gehirn zu graben, als suchten sie nach etwas ganz Bestimmtem –

und hinter meiner Stirn explodierte eine Nova aus purer Energie. Eine Kraft, die die Grenzen des Vorstellbaren überstieg und sich mit der meinen verband.

Ich fühlte, wie der Strom beruhigender Impulse auf ein tausendfaches seiner normalen Macht anschwoll. Plötzlich war es kein verzweifelter Versuch mehr, die brodelnde Panik aufzuhalten, sondern ein ungeheurer Strom von Kraft, so mächtig, daß sich die Männer und Frauen rings um mich herum wie unter einem Hieb duckten. Ich sah, wie der Ausdruck von Furcht auf ihren Gesichtern erlosch, überall zugleich, zuerst Betroffenheit, dann Verwirrung und dann einer fast erschrockenen Ruhe Platz machte. Von einer Sekunde auf die andere war es still; unheimlich still.

»Hört mir zu«, sagte ich noch einmal, noch immer erfüllt von dieser sanften und doch unbeschreiblich mächtigen Kraft, die nicht die meine war. »Wir müssen die Rettungsboote suchen. Alle Männer, die nicht verletzt und jünger als sechzig Jahre sind, folgen McGillycaddy und mir an Deck. Die anderen und die Frauen und Kinder bleiben hier und rühren sich nicht, bis wir sie holen. Ganz egal, was geschieht.«

Niemand widersprach, aber wie in einer einzigen, synchronen Bewegung erhoben sich an die achtzig Männer und begannen dem Ausgang zuzuströmen.

Nicht einer erreichte ihn.

Ich spürte die Gefahr und wirbelte auf meinem improvisierten Podest herum, aber mein warnender Schrei kam zu spät.

Hinter McGillycaddy und Hunter erschien eine Gestalt, groß, so schwarz wie die Nacht und warnungslos wie ein Schatten. Ein Schwert blitzte auf.

Der Mann neben McGillycaddy kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen.

* * *

Ein dumpf pochender Schmerz und der Geschmack nach Blut war in Jennifers Mund, als sie erwachte. Sie versuchte, die Augen zu öffnen, aber es ging nicht, und als sie sich hochstemmen wollte, bohrte sich ein dünner Schmerz wie eine glühende Nadel in ihren Nacken.

Länger als eine Minute blieb Jennifer reglos liegen, lauschte auf ihren eigenen rasenden Herzschlag und wartete, bis der rasende Schmerz in ihrem Nacken nachgelassen hatte. Dann versuchte sie ein zweites Mal, die Lider zu heben.

Diesmal ging es.

Der Raum hatte sich verändert. Das sanfte grünliche Glühen, das aus dem Zentrum des Pentagramms gekommen war und ihn erhellt hatte, war bis auf einen kaum fingernagelgroßen Fleck aus Licht erloschen, und sie sah wenig mehr als düstere, konturlose Umrisse. Vorsichtig stemmte sie sich hoch und erhob sich in eine halb kniende, halb hockende Position. Ihr Atem ging schwer, und die Stelle an ihrem Hals, an der sie der Schwarzgekleidete berührt hatte, fühlte sich noch immer taub an.

Allmählich begannen sich ihre Augen an das schwache Licht zu gewöhnen; sie erkannte jetzt mehr von ihrer Umgebung. Dicht neben ihr lag der Kadaver einer Krötenkreatur. Jennifer rückte instinktiv ein Stück davon weg, suchte mit der linken Hand an der Wand Halt und stemmte sich in die Höhe. Ihre Knie zitterten und schienen kräftig genug, das Gewicht ihres Körpers zu tragen.

Abermals streifte ihr Blick den fünfzackigen Drudenfuß auf dem Boden, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Warum, Dagon? dachte sie. Warum hast du mich verlassen? Warum hast du alle verraten, die dir vertraut und ihr Leben in deine Hand gegeben haben?

Der münzgroße Fleck hellgrünen Lichtes schien ihr zuzublinzeln wie ein höhnisches Auge. Jennifer ballte in stummem Zorn die Faust und beugte sich über das Pentagramm.

Der flirrende Lichtpunkt im Zentrum des gezeichneten magischen Symboles war nicht nur Licht.

Es war ein Stein. Ein Stein aus Smaragd oder grünem Glas, der seinerseits wiederum die Form eines fünfzackigen Sternes hatte – selbst seine Proportionen stimmten ganz genau mit denen des Pentagrammes überein – und wie in einem unheimlichen inneren Feuer glühte. Eine lautlose Stimme schien Jennifer davor zu warnen,

diesen Stein zu berühren oder ihm nur nahe zu kommen, aber sie ignorierte sie, beugte sich noch weiter vor und ergriff den Edelstein mit einer entschlossenen Bewegung.

Er war warm. Nicht heiß, wie sie angesichts seines glühenden Herzens fast erwartet hatte, aber auch nicht kalt, wie es Edelsteine im allgemeinen waren, sondern warm wie ein Stück lebenden Fleisches und ebenso weich und anschmiegsam. Seine Berührung war auf schwer zu beschreibende Weise unangenehm.

Trotzdem ließ Jennifer den Stein nicht los, sondern richtete sich auf, ließ ihren Fund in einer Tasche ihres bestickten Mantels verschwinden und drehte sich herum, um sich auf die Suche nach den anderen zu machen.

* * *

McGillycaddy brachte sich mit einem verzweifelten Hüpfer in Sicherheit, als das Schwert des Drachenkriegers – in der gleichen, kreiselnden Bewegung, mit der es Hunter getötet hatte – herumfuhr und nach seinem Hals züngelte. Er entging der tödlichen Klinge um Haaresbreite, aber ihre Spitze streifte seine Wange und riß sie auf. Er taumelte, fiel zu Boden, preßte die rechte Hand auf das Gesicht und kroch vor dem schwarzgekleideten Angreifer zurück.

Der Drachenkrieger stieß ein Fauchen aus, das beinahe wie das einer zornigen Katze klang, ergriff seine Waffe mit beiden Händen und setzte ihm nach.

Im gleichen Moment griff ich ihn an.

Ich war zu weit entfernt, um McGillycaddy körperlich zu Hilfe eilen zu können, aber ich schlug mit aller geistiger Macht zu; der gleichen, ungebändigten Kraft, mit der ich Augenblicke zuvor die panikerfüllte Menge beruhigt hatte.

Zumindest versuchte ich es.

Die fremde Macht in meinem Geist war verschwunden. Die helfende Hand – wem immer sie gehören mochte – hatte sich zurückgezogen, so sanft und rasch, daß ich es nicht einmal bemerkt hatte, bis jetzt. Als ich es merkte, war es zu spät.

Es war ein Gefühl, als hätte ich mit der bloßen Faust auf Stahl

geschlagen, nur auf geistiger Ebene. Hinter meiner Stirn schien eine Sonne aus purem Schmerz aufzuflammen. Eine betäubende Woge raste durch meine Glieder, ließ mich taumeln und haltlos vom Tisch herunterstürzen. Ich schlug mit dem Gesicht auf, spürte den neuerlichen Schmerz nicht einmal und versuchte, mich herum und in die Höhe zu stemmen, aber meine Arme gaben unter dem Gewicht meines Körpers nach, und hinter meiner Stirn war ein weißglühender Rechen dabei, mein Gehirn leerzufegen.

Trotzdem zeigte mein Angriff Wirkung, wenn auch längst nicht in der Form, die ich erhofft hatte.

Der Drachenkrieger hielt mitten in der Bewegung inne, mit der er McGillycaddy den Schädel hatte spalten wollen, fuhr herum und machte eine Bewegung mit der Hand, die ich kaum sah.

Dafür spürte ich sie um so deutlicher, denn der Schmerz hinter meinen Schläfen flammte zu furchtbarer Agonie auf – und erlosch.

Und im gleichen Moment wußte ich, wem ich gegenüberstand. Ich erkannte ihn eine Sekunde, ehe der Mann sich vollends herumdrehte und mich anstarrte, eine Sekunde, ehe ich dem Blick seiner wasserklaren, großen Augen begegnete, Augen von der Farbe eines freundlichen Sommerhimmels, in denen eine Weisheit zu schlummern schien, die nicht zu dem Jungengesicht paßte, in das sie eingebettet waren.

Shannons Augen.

Eine einzige, endlose Sekunde lang starrten wir uns an. Die Waffe in Shannons Händen, noch immer zum Schlag erhoben, begann zu zittern, und in die Härte in seinem Blick mischte sich eine grenzenlose Verwirrung. Er wirkte hilflos. Für Augenblicke wußte er nicht, was er tun sollte.

Dafür wußte es McGillycaddy um so besser.

Mit einer Bewegung, die ich einem Mann seiner Statur gar nicht zugetraut hätte, sprang er auf die Füße, federte auf Shannon zu und trat nach ihm.

Shannons Reaktion war so schnell, wie ich sie von ihm erwartet hatte, und trotzdem nicht rasch genug. Das Schwert in seiner Hand hackte nach McGillycaddys Gesicht, aber im gleichen Moment versetzte ihm der Schotte einen zweiten gemeinen Tritt. Shannon keuchte, torkelte einen halben Schritt und krümmte sich.

McGillycaddy stieß ihm den Gewehrkolben in den Rücken.

Shannon schrie auf und fiel auf die Knie. Das Schwert entglitt seinen Fingern und flog scheppernd davon.

McGillycaddy stieß ein fast hysterisch klingendes Kreischen aus, setzte dem Gestürzten nach und schwang seine Winchester wie eine Keule.

Als er zuschlagen wollte, war ich hinter ihm. Meine Handkante krachte auf seinen rechten Oberarm herab und lähmte ihn. McGillycaddy keuchte, fuhr mit verzerrtem Gesicht herum und stieß mit dem Gewehrlauf nach mir. Ich wich dem Hieb aus, lähmte auch seinen anderen Arm mit einem blitzschnellen Schlag und versetzte ihm eine Backpfeife, die ihn rücklings taumelnd auf sein feistes Hinterteil fallen ließ. McGillycaddy begann vor Wut und Schmerz zu heulen, doch ich beachtete ihn gar nicht mehr, sondern wandte mich wieder Shannon zu.

Aber der junge Magier war nicht mehr da. Die wenigen Sekunden, die ich mit McGillycaddy beschäftigt gewesen war, hatten ihm gereicht, sein Schwert aufzuraffen und zu fliehen. Alles, was ich noch von ihm sah, war ein Schatten, der auf der Treppe verschwand.

Enttäuscht drehte ich mich wieder herum, hob McGillycaddys Gewehr auf und riß den Schlagbolzen heraus. Dann drehte ich die Waffe herum und warf sie ihm so heftig vor die Füße, daß er abermals zurückfiel und vor Schrecken aufschrie.

»Sie verdammter Idiot!« brüllte ich. »Haben Sie in Ihrem Schädel auch noch für irgend etwas anderes Platz als für das Wort ›schießen‹, Sie Blödmann? Das war vielleicht unsere letzte Chance!«

McGillycaddy starrte mich an, gab ein glucksendes Geräusch von sich und preßte die Hände gegen das Gesicht. Zwischen seinen Fingern sickerte dunkles Blut hervor, aber der Anblick tat mir nicht im geringsten leid.

»Sind... sind Sie verrückt geworden, Craven?« wimmerte er. »Der Kerl hat Hunter umgebracht, und er wollte auch mich töten!« Er stemmte sich in die Höhe und kam torkelnd näher, die Hände immer noch gegen die Wangen gepreßt.

»Verdammt noch mal, Craven – auf welcher Seite stehen Sie eigentlich?« brüllte er.

Die wütende Antwort, die mir auf der Zunge lag, blieb mir im

wahrsten Sinne des Wortes im Halse stecken. Plötzlich begriff ich, wie recht McGillycaddy hatte – von seiner Warte aus. Woher sollte er wissen, daß ich Shannon kannte – und daß ich ihn als Freund kennengelernt hatte! Woher sollte er wissen, warum ich verhindern wollte, daß er Shannon tötete?

»Sie stehen auf ihrer Seite!« behauptete McGillycaddy. Seine Stimme schnappte fast über. »Ich habe es gewußt«, behauptete er. »Sie sind ein Verräter. Sie... Sie arbeiten mit ihnen zusammen. Diese Mörderbande gehört zu Ihnen, Craven!«

Ich ohrfeigte ihn, aber diesmal blieb der Schlag ohne Wirkung. McGillycaddy krümmte sich wimmernd, aber nur, um ein paar Schritte zurückzutorkeln und mit hoch erhobener Stimme loszubrüllen: »Sie gehören dazu, Craven! Diese Mörderbande und Sie stecken unter einer Decke!«

Plötzlich war es wieder still. Unheimlich still. Ich glaubte geradezu zu spüren, wie sich aller Aufmerksamkeit auf McGillycaddy und mich richtete, wie sich die Blicke von zweihundert Augenpaaren wie glühende Dolche in meinen Rücken bohrten.

»Das... das ist Unsinn«, sagte ich stockend. »Ich kenne diesen Mann, das stimmt, aber –«

»Sie geben es also zu!« kreischte McGillycaddy. »Sie wollen uns alle umbringen, Craven! Sie stecken mit ihnen unter einer Decke.«

Die Stille war einem drohenden, an- und abschwellenden Raunen und Wispern gewichen – und dem Schleifen von hunderten von Füßen, die einen langsam enger werdenden Kreis um McGillycaddy und mich herum bildeten. Ich glaubte die Feindseligkeit, die plötzlich in der Luft lag, regelrecht zu riechen.

»Lassen Sie es mich erklären, McGillycaddy«, sagte ich beinahe verzweifelt. »Es ist nicht so, wie Sie glauben. Ich kenne diesen Mann von früher, aber ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Ich –«

McGillycaddy stieß einen Schrei aus, packte mich warnungslos bei den Rockaufschlägen und wollte mich zu Boden schleudern, aber ich war zu schnell für ihn. Mit einem blitzschnellen Hieb sprengte ich seinen Griff und stieß ihn grob von mir. Aber seine Hand zerriß meine Rocktasche.

Etwas klirrte dicht neben mir auf den Boden, und McGillycaddys Augen wurden rund vor Erstaunen. Hastig senkte ich den Blick – und

unterdrückte im letzten Moment ein entsetztes Stöhnen.

Das Klirren kam von den drei kleinen, fünfzackigen Wurfsternen, die aus meiner zerrissenen Tasche gefallen waren. Die Shuriken des toten Drachenkriegers, die Bannermann aufgehoben und mir gegeben hatte, weil ich besser damit umzugehen wußte als er.

Es konnte sein, daß diese drei Wurfsterne jetzt mein Schicksal besiegelten...

McGillycaddy bückte sich nach einem der Sterne und hob ihn auf. Zwei, drei Sekunden lang starrte er den Wurfstern aus hervorquellenden Augen an, dann drehte er sich herum, ging zu dem Toten neben der Tür und beugte sich über ihn.

Als er zurückkam, hielt er einen zweiten Shuriken in der Hand. Einen, dessen scharfe Kanten rot vom Blut des Toten waren.

»Und was ist das, Craven?« fragte er lauernd. Obwohl er sehr leise sprach, war ich sicher, daß seine Worte bis in den hintersten Winkel des Raumes verstanden wurden. »Was ist das für eine Waffe? So etwas habe ich noch nie gesehen.« Plötzlich trat er auf mich zu, packte mich bei den Rockaufschlägen und fuchelte so dicht vor meinem Gesicht mit dem blutigen Stern herum, als wolle er mir die Augen ausstechen. Ich machte nicht einmal den Versuch, mich zu wehren. Hätte ich auch nur die Hand gehoben, hätte mich die Menge hinter mir in Stücke gerissen, das wußte ich.

»Sie haben nichts mit ihnen zu tun, wie?« brüllte er. »Sie tragen nur ihre Waffen bei sich! Und wie war das vorhin, als ich einen von ihnen abgeknallt habe? Wieso leben Sie noch, so, wie diese Männer kämpfen, Craven?«

»Ich... ich kann das erklären«, sagte ich verzweifelt. Gleichzeitig versuchte ich, McGillycaddy geistig zu beeinflussen, aber diesmal ließ mich mein magisches Erbe im Stich. Vielleicht war ich zu aufgeregt. Vielleicht gab der Zorn McGillycaddy auch zusätzliche Kraft und machte ihn unempfindlich gegen meinen lautlosen Angriff.

»Erklären!« kreischte er. »Das glaube ich gerne. Sie werden uns so lange und so viel erklären, bis wir alle tot sind, wie? Ich pfeife auf Ihre Erklärungen, Craven!«

Er versetzte mir einen Stoß, der mich rücklings gegen den Tisch warf und halb zusammenbrechen ließ, packte mich abermals bei den Rockaufschlägen und zerrte mich grob in die Höhe. Sein Gesicht hatte

sich hektisch gerötet, und in seinen Augen loderte ein triumphierender Ausdruck.

Und plötzlich begriff ich, daß er mich umbringen würde, ganz gleich, was ich sagte. Im Grunde war es McGillycaddy vollkommen egal, ob ich wirklich zu den maskierten Mördern gehörte oder nicht. Er haßte mich, weil er instinktiv spürte, daß ich seine Machtposition gefährdete. Und ich hatte ihm den besten Vorwand gegeben, sich meiner zu entledigen, den er sich nur wünschen konnte.

»Seien Sie vernünftig, McGillycaddy!« flehte ich. »In zwei Stunden wird dieses Schiff mit Mann und Maus untergehen, und –«

McGillycaddy schlug mir auf den Mund. »Nun, dann werden wir wenigstens noch zwei Stunden länger leben als Sie, Craven!« sagte er. »Es wird mir ein persönliches Vergnügen sein, Ihren Henker zu spielen!«

Er schlug mich erneut, und diesmal so hart, daß meine Lippe aufplatzte und ich einen Schmerzlaut nicht mehr unterdrücken konnte.

»Alles war gut, bis Sie gekommen sind!« keuchte er. »Sie haben das Unglück über uns gebracht, Craven. Seit Sie aufgetaucht sind, verfolgen uns Tod und Chaos. Sie sind schuld, wenn dieses Schiff untergeht. Sie –«

»Das ist nicht wahr«, unterbrach ihn eine leise Stimme.

McGillycaddy ließ meine Rockaufschläge los und fuhr mit einem wütenden Keuchen herum, und auch ich versuchte, die Nebel vor meinen Augen wegzublinzeln und an ihm vorbei zu blicken.

Der dichtgeschlossene Kreis aus Männern und Frauen, der McGillycaddy und mich umgab, hatte sich geteilt, um einer schlanken, in einen mit verwirrenden kabbalistischen Zeichen bestickten Umhang gehüllten Gestalt Platz zu machen. »Du?« entfuhr es McGillycaddy. »Woher kommst du? Und wo ist Dagon?«

»Fort«, antwortete Jennifer. Ihre Stimme klang schleppend, flach und kraftlos, als müsse sie sich zu jedem einzelnen Wort zwingen, und als sich mein Blick klärte, sah ich, daß ihr Gesicht zu einer Maske aus Furcht und Verbitterung erstarrt war. Ihr Blick streifte mein Gesicht, aber ich bezweifelte, daß es wirklich ich war, was sie sah.

»Was soll das heißen, fort?« fauchte McGillycaddy. »Und was mischst

du dich ein?«

Jennifer löste sich mit einer gezwungen wirkenden Bewegung von ihrem Platz und kam ein paar Schritte auf McGillycaddy und mich zu. »Er ist fort, McGillycaddy«, wiederholte sie, und plötzlich klang ihre Stimme bitter und voller Verzweiflung. Sie deutete auf mich, sah McGillycaddy aber weiter unverwandt an. »Ich weiß nicht, was dieser Mann getan hat, McGillycaddy – aber er trägt nicht die Schuld an dem, was hier geschieht.«

»Wovon zum Teufel redest du überhaupt?« brüllte McGillycaddy.

»Von Dagon«, antwortete Jennifer leise. »Er ist fort.«

McGillycaddy starrte sie an. »Fort? Was heißt das?«

»Er ist geflohen, McGillycaddy«, sagte Jennifer leise. »Er… er hat uns im Stich gelassen. Uns alle. Er… er sagte, ich könne mit ihm gehen, aber für euch…« Ihre Stimme brach fast. Tränen schimmerten in ihren Augen, und ihre Hände gruben sich tief in den Stoff ihres Gewandes, als brauche sie irgend etwas, woran sie sich verzweifelt festklammern konnte. »Er sagte, ihr alle werdet sterben, McGillycaddy. Die DAGON wird untergehen.«

»Fort?« echote McGillycaddy mit zitternder Stimme. Sein Gesicht hatte alle Farbe verloren. »Aber warum? Ich meine, er… er hat versprochen, uns…«

»Er hat gelogen, McGillycaddy«, sagte Jennifer leise. »Er hat uns alle belogen. Er hat uns das Paradies versprochen, aber wir werden sterben, weil er… weil er feige war und vor den Maskierten davongelaufen ist.«

»Du hast sie gesehen?« mischte ich mich ein. McGillycaddy fuhr mit einem Ruck herum, als ich neben ihn trat, aber zu meiner eigenen Überraschung unterbrach er mich nicht, sondern nickte Jennifer im Gegenteil auffordernd zu, zu antworten.

Sie nickte. Die Tränen liefen jetzt schneller über ihre Wangen. »Ja«, sagte sie. »Sie… sie haben uns verfolgt, Dagon und mich und seine Diener. Sie… sie haben alle getötet, nur mich nicht.«

»Wie viele waren es?« fragte ich.

»Nicht viele«, antwortete Jennifer. »Drei, vielleicht vier. Bestimmt nicht viel mehr.«

»Haben sie gesagt, was sie wollen?« fragte McGillycaddy.

Jennifer schüttelte den Kopf, dann nickte sie plötzlich. »Ich bin nicht sicher«, sagte sie. »Aber einer sagte etwas von… von einem Siegel.«

»Einem Siegel?« Plötzlich glaubte ich Dagons Worte noch einmal zu hören, so deutlich, als stünde er hinter mir und spräche sie noch einmal: Die Sieben Siegel dürfen nicht erbrochen werden, Robert Craven. »Bist du sicher?«

Wieder dauerte es Sekunden, ehe Jennifer nickte. »Einer von ihnen sagte es«, murmelte sie. »Er… er sagte, daß es noch an Bord der DAGON ist. Und… und daß sie es holen wollten, ehe das Schiff sinkt.«

McGillycaddy starrte mich an. »Wissen Sie, was das bedeutet?« fragte er lauernd.

Ich schüttelte den Kopf, aber ich merkte gleich, daß ich McGillycaddy nicht überzeugt hatte.

»Die Sieben Siegel«, murmelte er. Plötzlich legte er den Kopf auf die Seite und maß mich mit einem langen Blick. »Da war doch so ein komisches Amulett, oder?« fragte er leise. »Dieses Ding, das Sie bei sich haben und ohne daß wir nicht fahren konnten.«

»Das hat damit nichts zu tun«, sagte ich hastig. »Und selbst wenn –«

McGillycaddy hörte nicht weiter zu, sondern löste das Problem auf seine eigene Art – er packte mich, verdrehte mir den Arm und griff zielsicher in die Tasche meines Gehrockes, in der ich Andaras Amulett trug. Mit einem zufriedenen Grunzen zog er den goldenen Stern hervor, stieß mich von sich und drehte das Schmuckstück in den Händen. »Dahinter sind sie also her«, murmelte er. »Wenn das alles ist, was sie haben wollen, warum geben wir es ihnen nicht?«

»Nein!« entfuhr es mir. »Das dürfen Sie nicht, McGillycaddy! Sie wissen ja nicht, was Sie tun!«

McGillycaddy schürzte abfällig die Lippen. »Möglich«, sagte er. »Aber ich weiß ziemlich genau, wozu ich keine Lust habe – nämlich umgebracht zu werden, wegen eines… Amulettes.« Er schloß die Faust um den Stern und deutete mit einer Kopfbewegung zur Treppe. »Sollen sie es haben, wenn sie uns dann in Ruhe lassen.«

»Um Gottes willen, nicht!« keuchte ich. »Sie ahnen nicht, was –«

Ich sprach nicht weiter. Einer von McGillycaddys Schlägern trat hinter mich und schlug mir so heftig mit der Faust in den Nacken, daß mir schwarz vor Augen wurde.

Es dauerte nur ein paar Sekunden. Ich war nicht wirklich bewußtlos, aber meine Knie gaben nach, und für Augenblicke war ich benommen. Als sich die rauchigen Spinnenfinger der Bewußtlosigkeit wieder zurückzogen, war McGillycaddy verschwunden, und statt seiner erblickte ich das höhnische Grinsen eines seiner Speichellecker.

Mühsam stand ich auf, tat so, als wolle ich meinen schmerzenden Nacken massieren, und schlug dem Burschen die geballte Faust unter das Kinn. Aus dem gehässigen Grinsen wurde eine Grimasse, dann erschlafften seine Züge, und er sank bewußtlos zu Boden.

Ich fuhr herum, stieß einen weiteren Mann zur Seite und stürzte hinter McGillycaddy her, so schnell ich konnte. Niemand hielt mich auf.

* * *

Necron wartete. Der Sand in der kristallenen Uhr, die er vor sich aufgestellt hatte, war noch nicht zur Hälfte durchgelaufen, und er wußte, daß er sich gedulden mußte, denn selbst für Shannon und die sechs Krieger, die er mitgenommen hatte, war die Aufgabe schwer, wenn nicht unerfüllbar. Trotzdem ertappte er sich immer wieder dabei, abwechselnd auf den blitzenden Strom monoton fließenden Goldstaubes in der Uhr und die geschlossene Eichentür zu starren, die sich öffnen und das Tor freigeben würde, wenn es an der Zeit war.

Bald, dachte er. Bald.

Er wußte, daß er noch nicht gewonnen haben würde, selbst wenn Shannon erfolgreich war und das SIEGEL brachte. Es war nur der erste Schritt, der erste Zug in einem Spiel, dessen Regeln selbst ihm noch nicht ganz klar waren. Aber wie ein geübter Schachspieler wußte er auch, daß der erste Zug der Wichtigste sein mochte, daß er sich gerade jetzt keinen Fehler erlauben durfte.

Necron riß den Blick von der so harmlos aussehenden Eichentür los und sah auf die beiden kristallenen Särge an der Wand davor.

Für einen Moment war ihm, als hätte sich das bleiche Gesicht des schlafenden Mädchens darin verändert, als wirke es plötzlich

lebendiger, rosiger. Und gleichzeitig finsterer, voll einer unausgesprochenen Drohung, die düsterer war, als selbst er nachempfinden konnte.

Dann lächelte er. Unsinn, dachte er spöttisch. Der Zauber war stark, den er über das Mädchen geworfen hatte. Hundertmal stärker, als nötig gewesen wäre, eine Sterbliche zu bannen.

Und trotzdem – als er sich wieder umwandte und den langsam rinnenden Goldstaub seiner Uhr betrachtete, hatte er das unbehagliche Gefühl, als ob sie ihn anstarrte.

Er drehte sich nicht noch einmal herum, um sich zu überzeugen, daß es nicht so war und ihm nur seine Nerven einen Streich spielten.

Aber es kostete ihn große Kraft, es nicht zu tun.

* * *

Der Strudel war wieder näher gekommen, und sein Dröhnen übertönte jetzt selbst das Lärmen des Sturmes und die Donnerschläge: ein tiefes, ununterbrochen anhaltendes Donnern und Krachen wie das Geräusch eines gigantischen Wasserfalles. Die DAGON schoß mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles dahin, eingehüllt in himmelhohe Wolken aus Schaum und sprühender Gischt, die Segel gebläht und Masten und Tauwerk bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit gespannt. Ich konnte direkt spüren, wie das Schiff unter meinen Füßen vor Anspannung zitterte.

Dann sah ich McGillycaddy. Er rannte ein gutes Stück vor mir über das Deck der DAGON, direkt auf den gewaltigen Hauptmast zu, der sich gute hundert Schritte vor mir in den Himmel reckte. Von Shannon oder den anderen Drachenkriegern war keine Spur zu entdecken.

Ich drehte das Gesicht aus dem Wind und rannte los, so schnell ich konnte. McGillycaddys Vorsprung war beträchtlich, aber auf einem Schiff war selbst dieses Wort relativ. So gigantisch die DAGON war, es gab nicht viel Platz auf ihrem Deck, um mir davonzulaufen, wollte er nicht über Bord springen und sein Glück schwimmend versuchen.

Das tat er natürlich nicht. Dafür tat er etwas anderes, etwas, womit ich ebensowenig gerechnet hatte. Ohne auch nur einen Sekundenbruchteil innezuhalten, raste er auf den Hauptmast zu und

begann wie eine übergroße vierbeinige Spinne in seiner Bespannung emporzuklettern!

Als ich den Mast erreichte, war er schon gute fünfzig Fuß über mir. Und er stieg wie von Sinnen weiter.

»McGillycaddy!« brüllte ich mit vollem Stimmaufwand. »Kommen Sie zurück! Das ist doch Selbstmord!«

Aber wenn McGillycaddy meine Worte über dem Grollen des Strudels und dem Heulen des Taifunes überhaupt hörte, so ignorierte er sie. Im Gegenteil – er sah zu mir herab, verzog das Gesicht zu einer Grimasse und verdoppelte seine Anstrengung noch. Der Wind warf ihn wild hin und her. Ich fragte mich, woher dieser Mann die Kraft nahm, sich überhaupt noch an dem feuchten Tauwerk zu halten.

Eine Sekunde später war ich ziemlich sicher, die Antwort am eigenen Leibe herauszufinden, denn ich sah etwas, was mich vor Schrecken zusammenfahren ließ.

Hoch über McGillycaddy stand eine schwarzgekleidete Gestalt in den Spieren, breitbeinig und so, als wäre der Höllensturm in Wahrheit nicht mehr als ein laues Lüftchen, aufrecht und nur mit einer Hand am Hauptmast Halt suchend.

Ich schluckte einen Fluch herunter, versuchte mir einzureden, daß alles ganz einfach sei und gar nichts passieren konnte, wenn ich nur die Nerven behielt und nicht nach unten sah – und begann hinter McGillycaddy herzuklettern.

Wenn ich bedachte, daß ich es noch vor einer halben Minute für unmöglich gehalten hatte, war es sogar relativ einfach. Der Sturm versuchte mich abwechselnd in die Seile zu pressen und in die Tiefe zu reißen, das vom Regen hart und kalt gewordene Hanf des Tauwerkes riß meine Hände auf, und die Erschütterungen, die die DAGON beutelten, setzten sich bis in die Mastspitze hinein fort und gaben mir das Gefühl, auf einem tollwütigen Elefanten zu sitzen – aber ich kam von der Stelle, wenn auch langsamer als McGillycaddy und mit wesentlich weniger Eleganz.

Er erreichte den Schwarzgekleideten, als ich kaum die halbe Strecke hinter mich gebracht hatte. Beinahe.

Der Sturm beutelte mich weiter, und als wolle irgendein boshafter Windgeist verhindern, daß ich wirklich sah, was geschah, erbebte die DAGON in diesem Moment unter einem gewaltigen Hieb, der das

Tauwerk unter meinen Händen in eine vibrierende Bogensehne verwandelte, die sich nach Kräften bemühte, mich nach Grönland zu schießen.

Im gleichen Moment erschien der Schatten hinter dem Drachenkrieger. Es ging unglaublich schnell, und ich hatte alle Hände und Füße voll damit zu tun, nicht wie ein lästiges Stäubchen von der DAGON ins Meer geschnippt zu werden. Ich sah nicht mehr als einen Schemen, der buchstäblich aus dem Nichts erschien und mit der Gestalt des Drachenkriegers verschmolz. Für eine Sekunde wurde aus den beiden Umrissen einer. Dann erscholl ein markerschüttender, gräßlicher Schrei, und der Drachenkrieger kippte wie eine achtlos fallengelassene Puppe nach hinten und verschwand lautlos in der Tiefe.

Aber so schnell er auch fiel, war er doch nicht schnell genug, daß ich nicht noch einen letzten Blick auf ihn erhaschen konnte.

Er hatte keinen Kopf mehr.

Sekundenlang blieb ich mit verkrampften Muskeln in den Tauen hängen, mit aller Macht gegen die Übelkeit und die grauenhafte Furcht kämpfend, die von mir Besitz ergreifen wollten. Als ich es endlich wieder wagte, die Augen zu öffnen und nach oben zu blicken, war die Spiere leer. Der Schatten der den Drachenkrieger getötet hatte, war so blitzartig verschwunden, wie er aufgetaucht war.

Dafür entdeckte ich McGillycaddy, nur noch zwei, drei Yards unterhalb der Stelle, an der Necrons Krieger auf ihn gewartet hatte. Ich flehte zu allen mir bekannten Göttern, daß es nicht Shannon gewesen war, dessen Tod ich beobachtet hatte.

»Kommen Sie zurück, McGillycaddy!« schrie ich. »Es hat keinen Sinn mehr, sehen Sie das ein!«

McGillycaddy kletterte beharrlich weiter, zog sich mit einer tolpatschig wirkenden Bewegung auf die Spiere hinauf und versuchte aufzustehen. Mein Herz schien zu stocken, als ich sah, wie er mit seitlich ausgetreckten Armen auf die Spiere hinauslief und an ihrem Ende stehenblieb. Der Sturm schlug mit unsichtbaren Fäusten nach ihm. Er wankte, stand einen Moment in einer geradezu grotesk nach hinten gebeugten Haltung mit wild rudernden Armen und durchgedrückten Knien da, und fand sein Gleichgewicht im letzten Moment wieder.

Wie von Sinnen kletterte ich weiter, dabei jede Sekunde selbst in

Gefahr, von der unsichtbaren Hand des Sturmes vom Mast gepflückt und in die Tiefe geschleudert zu werden. »McGillycaddy!« schrie ich immer wieder. »Kommen Sie zurück, um Gottes willen!«

Ich hatte seine Höhe fast erreicht, als er mich endlich zu bemerken schien. Mit einer wütenden Bewegung fuhr er herum, stieß ein zorniges Heulen aus und kam auf mich zugerannt, so schnell, als liefe er über eine vierspurige Chaussee, nicht über einen kaum handbreiten, noch dazu runden und vom Regen schlüpfrig gewordenen Balken. Er mußte den Verstand verloren haben.

Er sagte kein Wort, aber sein Gesicht war vor Haß und Zorn verzerrt, und auch als er den Mast – und somit mich – schon fast erreicht hatte, machte er nicht die mindesten Anstalten, auch nur langsamer zu laufen.

Ich sah seinen Tritt kommen und versuchte mich dagegen zu wappnen, aber ich hatte McGillycaddys Heimtücke wohl unterschätzt. Ich hatte damit gerechnet, daß er nach meinem Gesicht treten würde – was zwar verdammt schmerzhaft, aber nicht weiter gefährlich war, wenn man wußte, wie man einen solchen Angriff zu nehmen hatte.

Statt dessen trat McGillycaddy nach meinem Hals.

Im letzten Moment gelang es mir, den Kopf zur Seite zu drehen und dem Tritt so den größten Teil seiner Wucht zu nehmen, aber das reichte nicht aus. Sein Stiefel schrammte über meine Haut; mir wurde schwarz vor Augen. Ich bekam keine Luft mehr. Meine Finger lösten sich von den nassen Tauen, und plötzlich begann ich den Sog der Tiefe zu spüren.

McGillycaddy stieß ein triumphierendes Kreischen aus. »Jetzt bist du dran, Craven!« keuchte er. »Diesmal erledige ich dich. Und wenn es das letzte ist, was ich tue.« Er ließ ein wahnsinniges Lachen ertönen und trat abermals nach mir. Diesmal erwischte mich sein Fuß dicht über dem Auge, und der Schmerz explodierte wie eine Bombe in meinem Schädel und ließ mich ein wenig weiter auf den schwarzen Abgrund zugleiten, der sich hinter meinen Gedanken aufgetan hatte. Ich bekam immer noch keine Luft, und meine Hände begannen langsam, aber unbarmherzig, von ihrem schlüpfrigen Halt abzurutschen. Der nächste Tritt, den mir McGillycaddy versetzte, würde der letzte sein.

Aber er kam nicht.

Aus McGillycaddys Triumphschrei wurde ein überraschtes Keuchen,

und plötzlich erkannte ich eine zweite, hoch aufgerichtete Gestalt hinter McGillycaddy.

Im ersten Augenblick dachte ich, es wäre das Ding, das den Drachenkrieger getötet hatte, aber dann flammte ein besonders greller Blitz in unmittelbarer Nähe der DAGON über den Himmel, und das blauweiße, schattenlose Licht gewährte mir einen Blick auf ein schmales, von dunklem Haar eingerahmtes Frauengesicht. Aber das war doch unmöglich!

»Du!?« McGillycaddy fuhr mit einem zornigen Keuchen herum und hob die Fäuste. »Was willst du hier?«

»Dich«, sagte Several Borden leise.

McGillycaddy keuchte, trat einen Schritt auf die schlanke Gestalt zu und blieb wieder stehen, als er ihrem Blick begegnete. Irgend etwas war darin, was ihn erstarren ließ; eine Entschlossenheit, die durch nichts mehr zu erschüttern war. Ein Ausdruck, wie er vielleicht nur in den Augen von Menschen zu finden ist, die mit ihrem Leben abgeschlossen und nichts mehr zu verlieren haben.

»Ich habe auf dich gewartet, McGillycaddy«, sagte Several. »Du wirst jetzt bezahlen. Für Jennifer, für meinen Mann, für Frane – für alle, die du umgebracht hast Und für mich.« Sie machte einen Schritt auf McGillycaddy zu und hob die Hände.

Ich begriff eine Sekunde zu spät, was sie mit ihren Worten meinte. »Nein!« brüllte ich. »Tun Sie es nicht, Several! Er ist es nicht wert!«

Aber weder Several noch McGillycaddy hörten meinen Schrei. Mit einem sanften Lächeln auf den Zügen trat Several auf McGillycaddy zu, umschlang ihn mit beiden Armen – und ließ sich zur Seite fallen.

McGillycaddy brüllte wie von Sinnen, klammerte sich mit beiden Händen in das Tauwerk, das den Mast umspannte, und versuchte Several mit dem Knie von sich zu stoßen. Er verlor den Halt. Sein rechter Fuß glitt auf dem schlüpfrig gewordenen Holz ab. Er fiel, rutschte auch mit dem anderen Fuß weg und hing für endlose Sekunden nur noch an den Händen. Ich glaubte seine Knochen unter der Belastung ächzen zu hören.

Und dann tat er etwas, was mich vor Schrecken erstarren ließ. Er löste die linke Hand von ihrem Halt, ballte sie zur Faust – und schlug sie Several ins Gesicht. Für eine Sekunde hing er nur noch mit einer Hand in den Seilen, Severals und sein eigenes Gewicht mit einem einzigen

Arm haltend.

Dann schlug er ein zweites Mal zu.

Severals Lippen öffneten sich zu einem letzten, lautlosen Schmerzensschrei. Und dann war sie verschwunden.

Lautlos stürzte sie in die Tiefe.

Ich schloß die Augen und wandte mich ab, als sie an mir vorüberfiel. Der Sturm stieß ein gellendes, fast triumphierendes Heulen aus, und für einen Moment erschien es mir, als klatsche der rollende Donner Beifall zu dem, was er sah.

Aber das furchtbare Geräusch, mit dem sie hundert Fuß unter mir auf das Deck der DAGON prallte, hörte ich trotzdem.

* * *

Jennifer saß mit steinernem Gesicht neben dem Leichnam ihrer Mutter, als ich das Deck wieder erreichte. Ein gnädiges Schicksal hatte sie so liegenlassen, daß die furchtbaren Verletzungen, die ihr der Sturz zugefügt haben mußte, nicht zu erkennen waren. Sie blutete nicht einmal. Aber der Ausdruck erstarrten Entsetzens auf ihren Zügen ließ mich schaudern.

Dicht hinter McGillycaddy trat ich neben sie. Meine Knie zitterten. Der Sturm hatte an Wut gewonnen mit jedem Yard, den ich weiter in die Tiefe gestiegen war, und während der letzten Minuten hatte ich allen Ernstes damit gerechnet, mich zu Tode zu stürzen. Meine Hände bluteten, und meine Arme waren taub vor Anstrengung. Woher ich die Willenskraft genommen hatte, McGillycaddy nicht kurzerhand vom Mast zu werfen, wußte ich selbst nicht mehr.

Jennifer war nicht die einzige, die McGillycaddy und mir an Deck gefolgt war. Ein gutes halbes Hundert Menschen war an Deck der DAGON gekommen, bildete einen dichten, allseits geschlossenen Kreis um die Tote und ihre Tochter und schirmte sie vor den tosenden Winden ab. Niemand sprach, und als McGillycaddy und ich näherkamen, wich die Menge schweigend zur Seite und machte uns Platz. Aber ich sah das Entsetzen in ihren Gesichtern, die furchtbare Enttäuschung und die Angst, die nach ihren Herzen gegriffen hatte und jedes andere Gefühl betäubte. Natürlich – sie hatten den Strudel gesehen wie ich. Aber der Schrecken, den sie empfanden, mußte

tausendmal schlimmer sein. Sie hatten ihrem Gott vertraut – und waren so grausam enttäuscht worden.

Jennifers Augen waren voller Tränen, als sie aufsah und erst mich und dann McGillycaddy anblickte. »Warum?« fragte sie leise. Ihre Stimme klang tonlos.

McGillycaddy schürzte trotzig die Lippen. »Du hast es doch gesehen, oder?« schnappte er. »Sie wollte mich umbringen.«

»Halten Sie den Mund, McGillycaddy«, sagte ich.

Der Schotte fuhr herum, starrte mich an und stemmte trotzig die Fäuste in die Hüften. »Warum sollte ich?« fragte er wütend. »Sie waren doch dabei, Craven. Sagen Sie ihr, wie es war. Sagen Sie ihr, daß –«

»Sie sollen den Mund halten!« sagte ich. Eine kalte, bodenlose Wut kroch in mir empor.

»Ich denke ja nicht daran!« brüllte McGillycaddy. »Diese Schlampe wollte mich umbringen. Sie hat dort oben gewartet, um sich zusammen mit mir in die Tiefe zu stürzen. Sie wollte mich ermorden, so dramatisch wie möglich –«

Das reichte! McGillycaddy sah meine Faust nicht einmal kommen. Der Hieb war so heftig, daß ich für Sekunden beinahe fürchtete, ihn umgebracht zu haben. Aber dann erhob er sich, blinzelte den Schmerz fort und fuhr sich mit dem Handrücken über seine aufgeplatzte Lippe. Sein Blick tastete über die reglose Gestalt der toten Frau. Aber er besaß wenigstens jetzt genug Klugheit, den Mund zu halten. Ich bin an sich kein jähzorniger Mensch, aber hätte er jetzt auch nur noch einen Ton von sich gegeben, hätte ich ihn umgebracht. McGillycaddy schien das zu spüren.

»Es tut mir leid, Jennifer«, sagte ich leise. »Ich... ich konnte nichts tun.«

Jennifer versuchte zu lächeln, aber es mißlang. »Es war nicht Ihre Schuld, Robert«, sagte sie matt. »Sie... sie wollte sterben, glaube ich. Sie hat sich versteckt, um McGillycaddy aufzulauern, aber ich... ich dachte nicht, daß...« Sie sprach nicht weiter, sondern begann plötzlich heftiger zu weinen. Ich streckte die Arme aus, um sie beruhigend an mich zu ziehen, aber Jennifer wich mir aus, erhob sich plötzlich und deutete mit einer Kopfbewegung nach vorne. »Was ist das?« fragte sie.

Für einen Moment war ich so betroffen, daß ich nicht einmal antworten konnte. Dann begriff ich. Der Strudel und der heulende Sturm interessierten sie nicht wirklich. Es war nur ihre Art, mit dem Schmerz fertig zu werden; ihn zu betäuben.

»Werden wir sterben?«

Eine einzige, endlose Sekunde lang starrte ich sie an, dann stand ich ebenfalls auf und sagte entschlossen: »Nein. Nicht, wenn ich es verhindern kann.«

Jennifer sah mich fragend an, aber ich sprach nicht weiter, sondern wandte mich um, riß McGillycaddy grob an den Rockaufschlägen in die Höhe und zerrte das Amulett aus seiner Tasche. Ohne ein weiteres Wort fuhr ich herum, stieß einen Mann beiseite, der nicht rasch genug Platz machte, und stürmte zum Achterdeck hinauf.

Eine leise, bohrende Stimme hinter meinen Gedanken begann zu flüstern, daß es Wahnsinn war, was ich tun wollte, daß das Leben von zweihundert Menschen nichts war gegen das Leid und das Unheil, das vielleicht über die Welt hereinbrechen würde, wenn Necron in den Besitz dieses Amulettes kam. Aber ich lief eher noch schneller. Zum Teufel – was scherte mich dieses »vielleicht«; ich war ein Mensch und keine Maschine, die nach streng logischen Gesichtspunkten entscheidet. Niemand konnte von mir verlangen, kaltlächelnd zuzusehen, wie zweihundert unschuldige Menschen einen grausamen Tod fanden!

Ich erreichte das Achterdeck, drehte mich wieder zum Bug und bildete mit den Händen einen Trichter vor dem Mund.

»Shannon!«, schrie ich, so laut ich konnte. »Shannon, ich weiß, daß du mich hörst. Zeige dich! Ich will mir dir reden!«

Im ersten Moment erfolgte keinerlei sichtbare Reaktion. Dann bewegte sich etwas in den Schatten jenseits der wartenden Menge, und eine Gestalt, gekleidet in die Farben der Nacht und von schlankem Wuchs, trat auf das Deck des Schiffes heraus. Hinter ihm erschien ein zweiter Drachenkrieger, dann ein dritter, vierter, fünfter.

»Was willst du?« fragte Shannon.

Sekundenlang starrte ich ihn an, und wieder glaubte ich die flüsternde, drängende Stimme zu hören, die mir zuschrie, das Amulett lieber über Bord zu werfen, statt es diesen Männern auszuliefern. Ich ignorierte sie.

So rasch ich konnte, lief ich die Treppe wieder herab und ging auf die fünf Schwarzgekleideten zu. Der Wind bauschte ihre Umhänge, und es sah aus, als bewegten sich die daraufgestickten Drachen ungeduldig.

In Shannons Blick zeigte sich nicht das geringste Erkennen, als ich vor ihm stehenblieb. Es war kaum der Blick eines Menschen, dachte ich schaudernd, sondern der einer Puppe. Was immer Necron mit ihm gemacht hatte – er schien jedes bißchen freien Willen, jede menschliche Empfindung, jedes Erinnern aus seinem Bewußtsein getilgt zu haben. Aber schon seine nächsten Worte belehrten mich eines Besseren.

»Es ist lange her, Robert«, sagte er, sehr leise und in einem Tonfall, der irgendwie bedauernd klang.

»So lange, daß du alles vergessen hast?« fragte ich.

Shannon schüttelte kaum merklich den Kopf. »Ich habe nichts vergessen«, sagte er. »Nichts von dem Schmerz, den ich dir zu verdanken habe, Robert. Nichts von dem Entsetzen, das ich ertragen mußte, weil ich dachte, einen Freund in dir gefunden zu haben.« Er lächelte, aber es wirkte kalt. »Diesmal weiß ich, wer du bist, Hexer. Du bringst das SIEGEL?«

Ich nickte überrascht. »Woher –«

Shannon unterbrach mich mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Ich kenne dich, Robert«, sagte er. »Besser als du selbst vielleicht. Du bist keiner, der das Leben zweihundert Unschuldiger opfern würde aus rationalen Überlegungen heraus. Nicht einmal das eines einzigen.«

»Und du?«

Shannon antwortete nicht, sondern streckte statt dessen fordernd die rechte Hand aus, und nach einem letzten, sekundenlangen Zögern trat ich auf ihn zu und ließ Andaras Amulett hineinfallen. Shannon hob es an die Augen, drehte es hin und her – und warf es mir mit einem zornigen Fauchen vor die Füße.

»Du beleidigst mich, Robert«, sagte er heftig. »Dieses Ding ist nutzlos für uns. Ein Stück Tand, mehr nicht. Glaubst du wirklich, mich so leicht hinters Licht führen zu können?«

Verwirrt bückte ich mich nach dem goldenen Stern, hob ihn auf und starrte abwechselnd ihn und Shannon an. »Aber das… das ist alles, was ich dir geben kann«, murmelte ich.. »Ich sage die Wahrheit,

Shannon! Ich weiß nicht, was du sonst –«

»Das SIEGEL!« unterbrach mich Shannon hart. »Wir sind hier, um das SIEGEL zu holen, Robert. Das erste der SIEBEN SIEGEL DER MACHT. Es befindet sich an Bord dieses Schiffes, und es ist mein Auftrag, es zu bringen. Das da –« er deutete auf das Amulett in meiner Hand »– ist es jedenfalls nicht.«

»Dann... dann weiß ich nicht, was du willst«, murmelte ich verstört.

Shannon sah mich einen Moment lang scharf an. Plötzlich nickte er. »Ich glaube dir, Robert«, sagte er. »Du bist niemand, der lügen würde, wenn das Leben anderer auf dem Spiel steht. Aber das SIEGEL ist hier. Dagon hat es an Bord genommen, denn ohne es wäre dieses Schiff nutzlos für ihn. Wir werden es finden, oder niemand wird dieses Schiff lebend verlassen.«

»Aber ich weiß nicht einmal, wie es aussieht!« begehrte ich auf.

»Dann suche es«, sagte Shannon kalt. »Und beeile dich, Robert. Du hast nicht mehr viel Zeit.«

Ich starrte ihn an, atmete hörbar aus und deutete auf den Höllenstrudel, der sich vor dem Bug der DAGON drehte. »Ist das dein Werk?«

»Das meines Herren«, antwortete Shannon.

»Er wird dieses Schiff vernichten«, murmelte ich.

Shannon nickte, so ungerührt, als sprächen wir über das Wetter, nicht über das Leben von zweihundert Männern, Frauen und Kindern. »Ja«, sagte er. »Dieses Schiff und alle, die an Bord sind. Es gibt kein Entkommen, Robert. Und du kannst dir die Mühe sparen, nach Rettungsbooten zu suchen. Selbst wenn es welche gäbe, würdet ihr dem Sog nicht entrinnen.« Er lächelte kalt. »Es sei denn, du findest das SIEGEL und bringst es mir.«

Das war gelogen, und Shannon wußte, daß ich die Lüge erkannte, das spürte ich im gleichen Moment, in dem er die Worte aussprach. Der Strudel würde das Schiff verschlingen; so oder so.

Trotzdem nickte ich, nachdem ich das Amulett wieder in der Tasche hatte verschwinden lassen. »Wieviel Zeit bleibt uns?«

»Nicht viel«, antwortete Shannon. »Knapp zwei Stunden.«

»Versprichst du mir, uns in Frieden zu lassen, bis… bis es soweit ist.«

Shannon nickte. »Wenn du das SIEGEL suchst, ja.«

»Keinen Toten mehr?«

»Keine Toten mehr, bis auf einen. Aber zweihundert, wenn du versuchst, mich zu betrügen, Hexer.«

Und jetzt – endlich – begriff ich.

Ohne ein weiteres Wort wandte ich mich um und ging zu der wartenden Menge zurück. Fragende Gesichter erwarteten mich, Augen, in denen eine bange Hoffnung glomm, und Lippen, die es nicht wagten, sich zu öffnen, um die Fragen zu stellen, die ihnen allen auf den Zungen brannten.

Ich ignorierte sie alle, ging auf Jennifer zu und wies mit einer Kopfbewegung zur Treppe.

»Du hast gesagt, Dagon wäre geflohen«, sagte ich.

Jennifer nickte.

»Warst du dabei?«

Wieder nickte sie, und ich fuhr fort, so leise, daß außer ihr und McGillycaddy, der unmittelbar hinter ihr stand, niemand die Worte verstand: »Kannst du mir den Ort zeigen?«

Jennifer erschrak sichtlich, aber dann nickte sie ein drittes Mal, wenn ich auch sah, wie schwer es ihr fiel.

»Gehen wir«, sagte ich.

* * *

Er war verwirrt. Die Abgesandten des Feindes handelten nicht logisch. Er war bereit gewesen, einzugreifen, sollten sie versuchen, den Hexer zu töten. Aber sie hatten ihn nicht zu vernichten versucht, sondern ihm im Gegenteil geholfen. Niemand außer ihm hatte es bemerkt, denn er war in der Lage, hinter die Dinge zu blicken und die wahre Absicht zu erkennen, aber der Mann, der geschickt worden war, das SIEGEL zu holen und den Sohn des Hexers umzubringen, handelte ganz klar gegen seinen Befehl.

Lautlos zog er sich wieder zurück, schlüpfte wieder in die Maske, in der er sich zeigen konnte, ohne Aufsehen zu erregen, wurde vom Ungeheuer zum Menschen.

Er wartete.

* * *

Die Kälte war hier unten fast unerträglich. Der Boden, über den wir gingen, schien unter unseren Schritten zu knistern, und jeder Atemzug brannte in meiner Kehle, als atmete ich kleingeriebenes Glas. Meine Finger waren so gefühllos geworden, daß ich kaum die Lampe halten konnte. Selbst das Licht, das sie verströmte, wirkte kalt.

»Das ist es«, sagte Jennifer leise. Ihre Stimme echote unheimlich in der kleinen Kammer, und die Wände, die mit einer hauchdünnen glitzernden Schicht aus Rauhreif überzogen waren wie mit einer eisigen Haut, schienen einen Teil ihres Klanges zu verschlucken, bis nur noch die dumpfen, düsteren Töne übrigblieben.

Es war keine wirkliche Kälte, die uns schaudern ließ, das spürte ich. Es war dieses Zeichen, auf das Jennifer deutete. Ein mannsgroßes, mit seltsamen Farben gemaltes Pentagramm auf dem Boden, genau im mathematischen Zentrum der Kammer.

»Was soll das sein?« fragte McGillycaddy ungeduldig. Seine Stimme klang ebenso verzerrt und düster wie die Jennifers, aber anders als bei ihr hörte ich auch noch eine deutliche Spur von Furcht in seinen Worten. Im Grunde war McGillycaddy nichts als ein erbärmlicher Feigling.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Jennifer. »Er… er ist hineingetreten, und dann war er verschwunden. Da war ein Licht, und…« Sie brach ab, sah mich beinahe hilflos an und machte einen Schritt auf das magische Symbol zu. Hastig ergriff ich sie am Arm und zog sie zurück.

»Berühren Sie es nicht«, sagte ich warnend. Ich schob sie ein Stück zur Seite, bedeutete auch McGillycaddy und den beiden Männern, die uns begleitet hatten, zurückzuweichen, und näherte mich dem Pentagramm behutsam.

Nichts geschah, als ich die düster flackernden Linien des fünfeckigen Sternes berührte. Ich spürte weder körperlich noch auf geistiger Ebene irgendeine Veränderung. Trotzdem wußte ich mit ziemlicher

Sicherheit, was ich vor mir hatte. Langsam ging ich bis zu seinem Zentrum, ließ mich in die Hocke sinken und tastete mit den Fingerspitzen über den Boden. Ich fühlte nichts als eisiges Holz. Aber meine Überzeugung, es mit nichts anderem als mit einem Tor zu tun zu haben, wuchs eher noch.

»Etwas fehlt«, murmelte ich. Beinahe ohne daß ich selbst es bemerkte, zog ich Andaras Amulett aus der Tasche und legte es ins Zentrum des Pentagramms. Aber die erhoffte Wirkung blieb aus. Das Tor blieb verschlossen.

Ich wandte mich an Jennifer. »Versuchen Sie sich zu erinnern«, sagte ich. »Er muß irgend etwas getan haben. Irgendein Wort, ein Gegenstand, eine bestimmte Bewegung…«

Jennifer blickte mich an, schüttelte den Kopf – und fuhr plötzlich zusammen wie unter einem Hieb. Ihre Hand glitt in eine Tasche ihres Umhanges und förderte einen kleinen, grünglitzernden Stein zutage.

»Das hier habe ich gefunden«, sagte sie. »Es lag auf dem Boden.«

Ich stand auf, nahm ihr den Stein aus der Hand und betrachtete ihn eingehend. Er fühlte sich glatt wie Glas an und bestand aus einem grünlichen Material, in das verwirrende Symbole eingeritzt waren. Seine Form entsprach genau der des Pentagramms. Und plötzlich wußte ich auch, woran er mich noch erinnerte – ebenso wie Andaras Amulett und das Pentagramm selbst. Abgesehen von seiner Größe und Farbe hätte er ein Shoggotenstern sein können. Selbst die Linien auf seiner Oberfläche waren identisch.

»Was ist das?« fragte McGillycaddy.

»Der Schlüssel«, antwortete ich.

»Der Schlüssel, der das Tor öffnet.«

»Tor?« McGillycaddy glotzte mich blöde an. »Was soll das heißen?«

Ich wollte antworten, aber ich kam nicht dazu, denn in diesem Moment wurde die Tür aufgestoßen, und eine weitere Gestalt betrat den Raum. Ich glaube, ich war der einzige, der nicht überrascht war. Im Gegenteil – etwas hätte gefehlt, wäre er nicht gekommen.

»Etwas, das Sie niemals begreifen würden, McGillycaddy, selbst wenn wir es Ihnen erklärten«, sagte Bannermann ruhig.

McGillycaddy ächzte. Sein Unterkiefer klappte herunter. Von einer Sekunde auf die andere verlor sein Gesicht alle Farbe. Er sah plötzlich aus wie ein Mann, der einem leibhaftigen Gespenst gegenübersteht.

»Bannermann!« keuchte er. »Aber das... das ist doch vollkommen... das ist...« Er wimmerte, riß schützend die Arme vor das Gesicht und taumelte zurück, als hätte er einen Schlag bekommen. »Das ist unmöglich!« wimmerte er. »Sie sind tot! Tot! Ich weiß das! Sie... Sie sind –«

»Das ist nicht Bannermann, McGillycaddy«, sagte ich ruhig.

Bannermann – das Wesen, das aussah wie Bannermann – lächelte. »Nein«, sagte er ruhig. »Den Menschen Bannermann gibt es nicht mehr. Er hat ihn getötet.« Er deutete auf McGillycaddy, der sich abermals wie unter einem Hieb krümmte und den vermeintlichen Bannermann aus hervorquellenden Augen anstarrte. »Schon vor Tagen, Robert. Wie lange wissen Sie es schon?«

»Daß Sie nicht Bannermann sind?« Ich zuckte mit den Achseln. »Nicht so lange, wie ich es müßte«, gestand ich. »Ich hätte es im ersten Moment bemerken müssen. Sie haben Fehler gemacht.«

»Ich weiß«, gestand das Bannermann-Ding. »Ich hätte Ihnen den Toten nicht zeigen dürfen. Aber ich wollte Sie warnen.«

»Sie konnten nicht wissen, daß diese Männer im Auftrage Necrons hier sind«, bestätigte ich. »Der echte Bannermann weiß nicht einmal, daß es einen Mann dieses Namens gibt. Wer sind Sie?«

»Ein Freund«, antwortete Bannermann. »Wenn das, was Sie mir über das Wort ›Freundschaft‹ erzählt haben, die Wahrheit ist.«

»Ein Freund?« wiederholte ich. »Oder ein Feind meiner Feinde? Das ist ein Unterschied.«

Bannermann schien einen Moment über die Bedeutung meiner Worte nachzudenken, dann machte er eine wegwerfende Geste und deutete zuerst auf das Pentagramm, dann auf den grünen Stein in meiner Hand. »Sie wissen, was Sie dort haben«, sagte er.

Ich nickte. »Den Schlüssel zu diesem Tor«, sagte ich.

»Und das SIEGEL«, fügte Bannermann hinzu. »Die Männer, die Necron gesandt hat, werden wissen, wo es ist, im gleichen Moment, in dem Sie das Tor öffnen. Sie werden kommen und es holen. Das darf nicht

sein.«

Er sprach nicht weiter, aber ich hörte das, was er sagen wollte, so deutlich, als hätte er es gesagt: »Ich werde es verhindern.«

Mit einer fast trotzigen Bewegung schloß ich die Faust um das SIEGEL. »Was erwarten Sie?« fragte ich. »Daß ich zusehe, wie zweihundert Menschen sterben, nur wegen dieses Steines?«

»Es ist weit mehr als nur ein Stein«, sagte Bannermann sanft. »Sie wissen das, Robert.«

»Ich weiß überhaupt nichts«, sagte ich. »Ich weiß nicht einmal, was diese SIEBEN SIEGEL sind, geschweige denn, was sie bewirken. Ich weiß nur, daß dieses Ding die einzige Möglichkeit darstellt, das Leben der Menschen hier an Bord zu retten. Erwarten Sie, daß ich zusehe, wie sie sterben?«

Bannermann starrte mich an, und für einen Moment – einen winzigen, zeitlosen Moment nur, aber mit fast übernatürlicher Klarheit – glaubte ich ihn zu sehen, wie er wirklich war: ein Gigant, drei Meter groß und mit weit gespannten, ledernen Flügeln, dämonenköpfig und mit Augen, die die Ewigkeit geschaut hatten. Eine Bestie. Das Ungeheuer, das den Drachenkrieger getötet hatte.

Aber ich sah noch mehr. Im gleichen Moment, in dem ich seine wahre körperliche Erscheinungsform sah, spürte ich seine Macht. Eine Macht, die die Grenzen des Vorstellbaren sprengte. Die gleiche, unbeschreibliche Kraft, die mir geholfen hatte, mehr als zweihundert Menschen gleichzeitig geistig zu beeinflussen.

»Sie können es«, behauptete ich. »Sie können das Tor öffnen, ohne den Stein zu benutzen.«

»Das kann ich nicht«, behauptete Bannermann, aber ich fegte seinen Einwand mit der Hand beiseite und sagte noch einmal: »Sie können es. Selbst ich habe einmal ein Tor aufgestoßen, und ich bin nichts gegen Sie. Ich habe Ihre Macht gespürt, vergessen Sie das nicht.«

Lange blickte mich das Wesen mit Bannermanns Körper an, und ich spürte die Verwirrung, die meine Worte hinter seiner Stirn hervorriefen.

»Sie haben recht«, sagte er plötzlich. »Ich könnte es. Aber sie würden trotzdem spüren, daß ich es tue. Sie würden kommen.«

»Dann halte ich sie auf«, sagte ich impulsiv.

Bannermann lachte. »Sie? Ein einzelner Mann gegen fünf von Ihnen?«

»Ich und McGillycaddy und seine vier Freunde«, bestätigte ich.

McGillycaddy ächzte. »Hören Sie mal, Craven!« keuchte er. »Wenn Sie glauben, daß meine Männer und ich –«

»Ich glaube«, unterbrach ich ihn scharf, »daß Sie daran interessiert sind, von hier wegzukommen.« Ich musterte ihn kalt. »Sie haben die Wahl, McGillycaddy«, sagte ich. »Sie können mir helfen und den anderen und sich selbst so zumindest eine Chance geben, zu überleben. Oder Sie können hierbleiben und die Minuten zählen, bis das Schiff in den Strudel stürzt. Oder Shannon auftaucht, und Ihnen die Kehle durchschneidet.«

McGillycaddy erbleichte noch mehr. »Das… das ist Erpressung«, stammelte er. »Sie wissen, daß wir keine Chance haben. Nicht gegen diese Männer.«

»Ich will nicht behaupten, daß sie sehr groß ist«, sagte ich. »Aber wir haben eine Chance. Damit.« Ich hob die Faust, in der ich das SIEGEL trug, und sah Bannermann an. Er nickte.

»Ihr seid ein sonderbares Volk«, sagte er plötzlich. »Du hast gegen Götter gekämpft, um dein Leben zu retten. Und jetzt bist du bereit, es wegzuwerfen, um das anderer willen, die du nicht einmal kennst.«

»Vielleicht ist das der Unterschied zwischen uns«, murmelte ich. »Nun – werden Sie es tun?«

Das Bannermann-Wesen seufzte. »Ja«, sagte es schließlich. »Aber du weißt, daß du nicht nur gegen menschliche Feinde kämpfst? Die Macht, die dieses Schiff vernichten wird, kennt kein Erbarmen. Nicht einmal ich bin in der Lage, sie aufzuhalten.«

»Das verlange ich nicht«, antwortete ich. »Wir haben zwei Stunden. Mehr als genug Zeit, die Leute durch das Tor in Sicherheit zu bringen. Was danach geschieht, werden wir sehen.«

»Das werden wir«, sagte Bannermann. Aber was er damit wirklich sagen wollte, das verstand wohl nur ich.

* * *

»Er hat es gefunden«, sagte Shannon.

Er und die vier Krieger, die ihm verblieben waren, befanden sich in einem kleinen, fensterlosen Raum weit vorne am Bug des Schiffes. Sie saßen auf dem Boden, mit untergeschlagenen Beinen und nach vorne geneigt, die Hände ineinander verschränkt, so daß sie einen unregelmäßigen Kreis mit fünf Eckpunkten bildeten. Aber stärker als ihre Körper berührten sich ihre Geister, bildeten ein Zentrum pulsierender Kraft und sandten unsichtbare, tastende Finger hinaus in die Tiefe des Schiffes. Shannon sah das, was in der kleinen Kammer am anderen Ende der DAGON vorging, so deutlich, als stünde er daneben.

Mit ihm sahen es die vier anderen Krieger. Und er spürte ihr Erschrecken, als sie die Dämonengestalt durch Robert Cravens Augen erblickten.

»Scheijtan!« entfuhr es einem der Männer.

Shannon sah den Krieger strafend an. »Schweig!« schnappte er. »Dies ist nichts, was uns anginge!«

Der Mann sah auf. Ein trotziger Funke erwachte in seinem Blick. »Sie haben das SIEGEL!« sagte er zornig. »Worauf warten wir noch? Holen wir es!«

Shannon wollte widersprechen, aber dann fühlte er, daß jedes weitere Wort das Mißtrauen der Krieger nur weiter schüren würde, nickte statt dessen und löste seine Finger aus denen seiner beiden Nachbarmänner, um aufzustehen. Lautlos wie Schatten erhoben sich auch die vier anderen Krieger.

»Warten wir noch«, sagte er, als der erste den Raum verlassen wollte. »Noch ist Zeit, bis das Schiff vernichtet wird. Lassen wir ihm Zeit, so viele wie möglich in Sicherheit zu bringen.«

»Wozu?« fragte der Krieger, der bereits vorher gesprochen hatte. »Unser Befehl ist, das SIEGEL zu holen.«

»Der Sohn des Hexers wird es mir ausliefern«, widersprach Shannon. »Ich habe sein Wort.«

»Was geht uns das Leben der anderen an!« fauchte der Drachenkrieger. »Sollen sie sterben. Du wirst weich, Shannon. Vielleicht hat Necron nicht gut daran getan, dir den Befehl zu überlassen.« Seine Hand legte sich auf den Gürtel, zwei Fingerbreit

neben den Griff des Schwertes, das daraus hervorsah. Shannon verstand die wortlose Warnung.

Er nickte. »Du hast recht, Kahrim«, sagte er. »Gehen wir.«

* * *

Diesmal war es wirklich ein Exodus. Die Männer und Frauen, die an Bord der DAGON gegangen waren, hatten nur das Allernotwendigste mitgenommen, das, was sie tragen konnten, im Vertrauen auf ihren Gott und darauf, daß er ihnen in der neuen Welt, die er ihnen versprochen hatte, alles geben würde, was sie brauchten. Aber ihr Gott war geflohen, und jetzt konnten sie nicht einmal mehr das mitnehmen. Ich sah die Angst in den Gesichtern derer, die zwischen Bannermann und Jennifer ins Zentrum des zu neuem Leben erwachten, lodernden Pentagramms traten.

Der Vorgang wirkte selbst auf mich erschreckend: es ging schnell und nahezu lautlos – ein kurzes Flackern von Licht, eine Woge intensiver Hitze, und das Zentrum des Sternes war wieder leer, der Körper, der hineingetreten war, entmaterialisiert, um irgendwo, zahllose Meilen entfernt und am Ende aller Hoffnungen, wieder aufzutauchen. Bannermann hatte versprochen, sie zurück nach Firth'en Lachlayn zu bringen, dem Ort, aus dem sie fortgegangen waren, und ich wußte, daß er sein Versprechen halten würde.

Aber es würde nicht mehr derselbe Ort sein, in den sie zurückkamen. Es würde ein Ort ohne Hoffnung sein, ein Ort der Enttäuschung und Bitterkeit und Leere. Sie hatten mit jeder Faser ihres Seins an das geglaubt, was ihnen Dagon versprochen hatte. Sie hatten ihm ihr Leben und ihre Zukunft anvertraut. Und alles, was sie bekommen hatten, war eine Lüge gewesen.

»Sie kommen«, sagte Bannermann plötzlich. Er stand, hoch aufgerichtet und so reglos wie eine Statue aus bemaltem Fels, neben dem Tor, in sonderbar verkrampfter, unnatürlicher Haltung, die Stirn mit Schweiß bedeckt und einen fast fiebrigen Glanz in den Augen. Seine Lippen bewegten sich kaum, als er sprach. Ich konnte die Anstrengung, die es für ihn bedeutete, das Tor nur kraft seines bloßen Willens offenzuhalten, beinahe spüren; eine Anstrengung, die selbst die Kräfte dieses unheimlichen Wesens beinahe überstieg.

Wenigstens hoffte ich es.

Ich bildete mir nicht ein, der geistigen Macht dieses Wesens wirklich gewachsen zu sein. Ich besaß ein wenig Übung darin, meine Gedanken abzuschirmen und das, was mich wirklich bewegte, hinter der Maske des Banalen und Unwichtigen zu verbergen. Jemanden wie Dagon, der trotz allem nur ein Mensch war, der gelernt hatte, sich das Übernatürliche zunutze zu machen, vermochte ich auf diese Weise vielleicht zu täuschen, aber kaum ein Wesen wie das, das in Bannermanns Körper geschlüpft war.

Trotzdem war es meine einzige Chance. Und die einzige Chance der zweihundert Männer und Frauen, die in einer schier endlosen Ketten an mir vorüberprozessierten, um in der flammenden Umarmung des Tores zu verschwinden.

Ich nickte McGillycaddy und seinen vier Genossen zu und ging zum Ausgang, blieb aber noch einmal stehen, um zu Bannermann zurückzublicken. Etwas an seiner Gestalt hatte sich verändert. Er wirkte nicht mehr echt; eine Kopie perfekt bis ins Äußerste, aber trotzdem eine Kopie, die nicht wirklich zu überzeugen vermochte. Die Anstrengung, das Tor offenzuhalten, mußte den allergrößten Teil seiner Kräfte beanspruchen.

»Ich werde nicht auf Sie warten können, Craven«, sagte er. »Ich weiß nicht einmal, ob meine Kraft reicht, das Tor lange genug aufzuhalten.«

Vermutlich hätte es eine ganze Menge kluger Sachen gegeben, die ich hätte sagen können; und ebenso alberner. So beließ ich es bei einem letzten, nichtssagenden Kopfnicken, drehte mich um und schob mich hinter McGillycaddy durch die Tür.

Der Schotte ergriff sein Gewehr fester, als brauche er etwas, woran er sich klammern konnte, und hielt mir eine großkalibrige Pistole hin, die er aus der Rocktasche zog. Ich schüttelte den Kopf.

»Danke«, sagte ich. »Die brauche ich nicht. Geben Sie sie einem ihrer Männer. Sie paßt besser zu ihnen.«

Wenn McGillycaddy die Spitze verstand, so ignorierte er sie. Stirnrunzelnd steckte er die Pistole wieder ein und fuhr sich mit dem Handrücken über die Lippen. »Fünf gegen sechs«, sagte er. »Das ist Mord.«

»Wieso?« fragte ich, ohne ihn anzusehen. »Wir sind in der Überzahl.«

McGillycaddy schnaubte. »Sie wissen ganz genau, daß diese Männer nichts anderes als seelenlose Killer sind«, stieß er hervor.

»Richtig«, antwortete ich, »Würdige Gegner für Sie, nicht wahr?«

McGillycaddy verzichtete auf eine Antwort.

* * *

Das Schiff begann sich zu verändern. Shannon hatte den Unterschied bemerkt, als sie auf das Deck hinausgetreten waren. Die Veränderung war noch nicht sichtbar, nicht real: alle Dinge schienen, wie sie gewesen waren, und gleichzeitig… anders.

Die Masten der DAGON kamen ihm vor wie Spinnenbeine, groß und häßlich, das Schiff wie ein gewaltiges pulsierendes Ding, das Heulen des Windes wie ein Chor wutverzerrter gellender Stimmen. Ihre Zeit lief ab.

Necron hatte sie gewarnt, und nach allem, was Shannon über den UNAUSSPRECHLICHEN gehört und gelesen hatte, nahm er diese Warnung sehr, sehr ernst. Das Schiff näherte sich dem Sog, und mit ihm näherte es sich dem Zentrum seiner Macht, dem Chaos, das vor dem Beginn der Welt gewesen war und nach ihrem Ende sein würde. Die Vernichtung der DAGON war nur der Anfang. Das Schiff würde zerstört werden, sich in ein unglaublich fremdes, lebensvernichtendes Etwas verwandeln, lange ehe es den wirbelnden Mahlstrom erreichte und darin zerschmettert wurde. Auch sie würden mit ihm untergehen, wenn sie sich dann noch an Bord befanden.

Einer der Männer blieb plötzlich stehen und deutete mit dem Schwert nach vorne. »Er kommt, Shannon« sagte er. »Er hat das SIEGEL bei sich.«

»Ich weiß«, nickte Shannon.

»Aber er ist nicht allein«, fuhr der Krieger fort. »Es sind andere bei ihm. Bewaffnete. Ich spüre den Willen zum Kampf in ihnen.«

»Und?« fragte Shannon. »Wir werden sie töten. Nur das SIEGEL ist wichtig.« Er deutete mit der Hand zum Achterdeck hinunter und fuhr, mit leicht erhobener Stimme, fort: »Geht. Vernichtet alle, die sich euch in den Weg stellen, aber rührt den Siegelträger nicht an. Er gehört mir.«

»Sie fliehen, Shannon«, widersprach Kahrim. »Der Sohn des Hexers hat ein Tor geöffnet, durch das sie flüchten.«

»Sie werden nicht schnell genug sein«, sagte Shannon überzeugt. »Sobald das SIEGEL in unserer Hand ist, wird dieses Schiff dem Chaos anheimfallen.«

Er hatte keinerlei Beweis dafür, daß es wirklich so war, und doch spürte er, wie nahe er der Wahrheit mit seinen Worten kam. Schon jetzt war die Nähe des Chaos wie ein übler Geruch zu spüren. Er wußte, daß es einzig die Anwesenheit des SIEGELS auf diesem Schiff war, die den UNAUSSPRECHLICHEN noch davon abhielt, sich mit seiner ganzen Macht auf die DAGON zu stürzen und sie zu zerstören.

Der Gedanke, der daraus folgerte, ließ ihn schaudern. Aber er hatte keine Wahl.

»Weiter«, sagte er befehlend. Kahrim hielt seinem Blick noch einen Sekundenbruchteil lang stand, dann drehte er sich um und ging mit raschen Schritten hinter den anderen her. Shannons Hand kroch ein Stück weiter auf das Schwert in seinem Gürtel zu. Niemand merkte es.

* * *

Es war unheimlich still. Durch die offenstehende Tür am anderen Ende der Halle wetterleuchtete der blaue Widerschein des Gewitters, und ich konnte spüren, wie sich die DAGON unter unseren Füßen wand wie ein waidwundes Tier. Es war noch kälter geworden. Und etwas war geschehen, das ich nicht in Worte zu fassen vermochte, dafür aber um so deutlicher spürte.

Das Fremde war stärker geworden. Viel stärker.

Bisher hatte ich angenommen, es wäre die Nähe des geheimnisvollen Wesens, das in Bannermanns Gestalt geschlüpft war, die ich fühlte, aber das stimmte nicht. Es gab noch etwas anderes; etwas, das sehr viel mächtiger war und gleichzeitig düsterer und fremdartiger, kein Geist wie der des Bannermann-Wesens, sondern etwas wie eine dunkle Macht, ein Vernunft- und seelenloses Prinzip des Bösen, das sich wie ein Pesthauch über der DAGON ausgebreitet hatte und das an Stärke gewann, mit jedem Atemzug, den ich tat. Es war, als näherten wir uns dem Zentrum eines unsichtbaren Gewitters.

War es das, wovor Bannermann mich hatte warnen wollen, als er sagte, daß ich nicht nur gegen menschliche Gegner kämpfen würde? dachte ich. Dieses fremde, erschreckende Ding, das seine Klauen nach der DAGON ausgestreckt hatte wie eine unsichtbare Spinne?

Ich schauderte.

»Da drüben ist was«, sagte McGillycaddy nervös. Sein Finger spielte am Abzug der Winchester, was mich besorgt aufblicken ließ. Ich war längst nicht mehr sicher, daß es eine gute Idee gewesen war, ihn und seine vier Schlägertypen mitzunehmen. Aber ich hatte gesehen, daß er – trotz allem – auch ein Mann war, der mit der Waffe umzugehen wußte und sich seiner Haut zu wehren verstand. Und gegen Shannon und seine vier Begleiter konnte ich jedes bißchen Unterstützung gebrauchen, das ich bekommen konnte.

Außerdem hatten wir einen gewissen Vorteil. Der einzige direkte Weg hinunter in den unteren Teil der DAGON führte durch den Raum, in dem wir uns verschanzt hatten. Shannon und seine Krieger mußten hier vorbei – und unser Gewehr und die vier Pistolen, mit denen McGillycaddys Leute bewaffnet waren, machten einen Gutteil ihrer Überlegenheit wieder wett. Auch Berufskiller wie die Drachenkrieger waren nicht gegen Kugeln gefeit.

Unter der Tür, auf die McGillycaddy gedeutet hatte, regte sich jetzt tatsächlich etwas. Ich war nicht sicher, ob es ein Mensch war oder nur ein Schatten, den das verwirrende Lichtspiel der Blitze draußen hervorrief, schob mich aber sicherheitshalber ein Stück weiter in die Deckung des umgeworfenen Tisches. Wir hatten eine notdürftige Barrikade errichtet, vor der auf eine Strecke von gut zwanzig Schritten nichts war, hinter dem auch nur eine Maus Deckung gefunden hätte. Wenn Shannon hier vorüber wollte, mußte er sich etwas einfallen lassen.

Nicht, daß ich etwa daran zweifelte, daß er es tun würde.

»Da sind sie!« brüllte McGillycaddy, riß sein Gewehr hoch und schoß, so schnell, daß ich nicht mehr dazu kam, ihn zurückzuhalten.

Von einer Sekunde auf die andere verwandelte sich der Raum in ein Chaos aus peitschenden Schüssen, grellen Mündungsblitzen und Pulverdampf. Ich sah die geduckte Gestalt eines Drachenkriegers unter der Tür auftauchen und die Kugeln rechts und links von ihm in das Holz klatschen. Dann erschienen ein zweiter, dritter, vierter und fünfter Mann, lautlos wie Schatten und ebenso schnell und wendig in ihren Bewegungen. Beinahe schneller, als das Auge ihnen zu folgen vermochte, huschten sie in den Raum und warfen sich hinter den umgestürzten Möbelstücken in Deckung. Nicht eine einzige Kugel traf ihr Ziel.

Schließlich hörte McGillycaddy auf, wie ein Besessener zu schießen, und senkte sein Gewehr. Auch seine vier Kameraden stellten das Feuer ein.

»Sie verdammter Narr«, sagte ich zornig. »Konnten Sie nicht warten?«

»Wozu?« gab McGillycaddy patzig zurück. »Wir haben sie in Deckung getrieben, oder?«

»Ja«, knurrte ich, »und dabei unser Versteck verraten und die Hälfte unserer Munition nutzlos verpulvert.«

Auf McGillycaddys Gesicht erschien ein betroffener Ausdruck. Verstört blickte er mich einen Moment lang an, dann lugte er wieder über den Rand unserer Deckung zum anderen Ende des Saales hinüber.

Irgend etwas bewegte sich dort drüben, aber es war nicht genau auszumachen, was. Die Größe des Saales, die uns bisher von Vorteil erschienen war, entpuppte sich nun als Handicap, denn auf ein Ziel, das sich so schnell und lautlos zu bewegen vermochte wie ein Drachenkrieger, war ein sicherer Schuß auf diese Distanz unmöglich.

»Nicht schießen«, sagte ich in jenem gehetzten, hellen Flüsterton, den man nur mehrere Schritte weit vernehmen konnte. »Erst, wenn ihr ein wirklich sicheres Ziel habt.«

Die Schwarzgekleideten kamen näher. Ein Huschen hier, ein Scharren und Schleifen dort – das war alles, was wir sahen und hörten.

Plötzlich erwachte einer der Schatten zu rasendem Leben. Etwas polterte, und mit einem Male sprang ein Drachenkrieger hinter seiner Deckung hervor, stieß einen gellenden Kampfschrei aus und raste im Zickzack auf uns zu. McGillycaddy schrie auf, sprang hinter dem umgestürzten Tisch in die Höhe und feuerte dreimal hintereinander.

Jeder Schuß traf.

Aber der Mann rannte weiter.

McGillycaddy keuchte ungläubig, riß seine Waffe abermals in die Höhe und schoß noch einmal, und im gleichen Moment begannen auch die anderen vier zu feuern.

Der Drachenkrieger begann zu taumeln, wie von Fausthieben getroffen, und ich sah, daß er mindestens sieben-, achtmal getroffen wurde.

Aber er lief noch immer weiter, torkelte in einer fast unmöglichen Haltung auf uns zu und fiel schließlich auf die Knie. McGillycaddy brüllte triumphierend, richtete sich vollends hinter seiner Deckung auf und schoß noch einmal auf ihn. Der Drachenkrieger bäumte sich auf, griff sich mit beiden Händen an den Schädel und fiel nach hinten.

McGillycaddy starb eine Sekunde nach ihm.

Etwas Kleines, Silbernes fegte wie ein rasendes Rad aus Licht durch die Luft, prallte gegen den Lauf seines Gewehres, kippte um seine Mittelachse und rollte McGillycaddys Arm hinauf, eine schnurgerade Spur blutender Wunden hinterlassend, erreichte seine Schulter und zerfetzte die Jacke. McGillycaddy brüllte vor Schmerz und Schrecken, ließ seine Waffe fallen und taumelte zurück, die Hand auf den blutenden Arm gepreßt.

Ein zweiter Shuriken raste heran und tötete ihn auf der Stelle.

Und plötzlich schien der Saal voller finsterer Gestalten zu sein. Ich wußte, daß es nur noch vier waren, Shannon mitgezählt, aber sie schienen überall zugleich zu sein; Männer, die unter den grellen Mündungsflammen der Revolver hindurchtauchten und einen irrsinnigen Tanz zwischen den einschlagenden Kugeln aufführten. Der Mann neben mir brach plötzlich zusammen, und von der anderen Seite der Barriere her erscholl ein gellender Schrei, der mir sagte, daß Shannons Krieger auch dort die provisorische Sperre durchbrochen hatten.

»Zurück!« schrie ich und sprang auf, ohne abzuwarten, ob einer der Männer meinen Befehl gehört hatte oder darauf reagierte. Etwas Helles wirbelte auf mich zu; ich duckte mich, verspürte einen heftigen, schneidenden Schmerz an der Schulter und rannte im Zickzack weiter. Hinter mir peitschten noch immer Schüsse.

Wie von Sinnen hetzte ich auf die Tür los, sah mich im Laufen um und verdoppelte meine Anstrengung, als ich sah, daß gleich zwei der schwarzgekleideten Gestalten meine Verfolgung aufgenommen hatten.

Keuchend erreichte ich die Tür, packte sie im Vorübergehen und warf sie hinter mir wuchtig ins Schloß, um wenigstens eine einzige Sekunde herauszuschinden. Dann traf etwas meine verletzte Schulter und riß mich herum. Ich strauchelte, sah die Wand auf mich zurasen wie eine hölzerne Faust und versuchte den Anprall mit den Händen abzufangen. Ich war nicht schnell genug.

* * *

Etwas war nicht so, wie es sein sollte. Es hatte lange gedauert, bis er es gemerkt hatte, denn die Anstrengung, das Tor offenzuhalten, überstieg beinahe seine Kräfte; nur ein ganz geringer Teil seines Bewußtseins konnte sich um die Dinge kümmern, die um ihn herum vorgingen.

Und als er es merkte, war es zu spät.

Mit einem lautlosen Wutschrei versuchte er, seinen Geist aus den komplizierten Verstrickungen des Energienetzes zu lösen, das das Tor geöffnet hielt, um sich denen zuzuwenden, die ihn zu betrügen versuchten. Es ging nicht.

Er war so erstaunt, daß er für einen Moment beinahe die Kontrolle über das Tor verlor und Gefahr lief, selbst mit hineingesaugt zu werden. Hastig stabilisierte er das filigrane Energiemuster wieder, konzentrierte sich und versuchte erneut, seinen Geist von dem Gebilde zu lösen.

Er konnte es nicht. Etwas hielt ihn fest, mit solcher Kraft, daß selbst seine Macht nicht reichte, die Umklammerung unsichtbarer Energien zu sprengen. Dann spürte er, was es war. Andaras Amulett!

Der fünfstrahlige goldene Stern, den der Sohn des Magiers dort zurückgelassen hatte, wo das SIEGEL, der grüne Jadestein, den Craven jetzt bei sich hatte, liegen sollte. Er hatte ihn schon vorher bemerkt, ihm aber keinerlei Beachtung geschenkt, in dem sicheren Glauben, Robert Craven hätte ihn schlichtweg vergessen. Jetzt begriff er, daß es nicht so war. In die kochende Wut in seinem Innern mischte sich eine schwache Spur widerwilliger Bewunderung. Es kam selten vor, daß es einem anderen gelang, ihn zu täuschen, und nie zuvor war es einem Sterblichen gelungen, ihn über seine wahren Absichten im Unklaren zu lassen. Bis jetzt.

Sein Zorn wurde stärker, aber er begriff auch, daß er hilflos war. Der Sohn des Hexers hatte dafür gesorgt, daß er das Tor so lange offen hielt, bis auch der letzte Mann von Bord war. Bis dahin mußte er sich gedulden.

Aber sein Zorn wuchs, mit jeder Gestalt, die in das flimmernde Pentagramm stieg und verschwand. Es waren nicht mehr sehr viele.

* * *

Ich spürte, daß ich nicht lange bewußtlos gewesen sein konnte. Etwas Schweres lag auf mir, als ich erwachte, und der süßliche Geruch von Blut stieg mir in die Nase. Mühsam drehte ich mich so weit herum, bis ich die Hände unter den reglosen Körper schieben konnte, und wuchtete ihn von mir herunter.

Ein blasser, grauer Lichtschein erfüllte den Gang. Das Gewicht, das auf mir gelegen hatte, war ein Körper gewesen, und der süßliche Geruch kam von dem Blut, das mein Gesicht und meine Brust besudelt hatte. Es war nicht mein Blut, und der reglose Körper war der eines Drachenkriegers, erschlafft im Tode, die Augen geöffnet und erfüllt von grenzenlosem Entsetzen.

Wenige Schritte hinter ihm lag ein zweiter Drachenkrieger – auch er tot.

Stöhnend richtete ich mich auf, drehte mich herum und erblickte einen dritten Toten, auch er in das matte Schwarz der Drachenkrieger gekleidet und mit dem gleichen ungläubig-entsetzten Ausdruck in den Augen wie seine beiden Kameraden.

Sekundenlang starrte ich die drei Toten an. Dann zog ich mein Taschentuch hervor und versuchte, mir das Blut aus dem Gesicht zu wischen. Erst dann bemerkte ich die vierte, vollkommen schwarz gekleidete Gestalt, die noch aufgerichtet am Ende des Ganges stand.

»Hast du sie getötet?« fragte ich leise.

Shannon nickte. »Ja.«

»Warum?«

»Sie hätten nicht gewartet«, antwortete Shannon. »Sie wollten deinen Tod und den der anderen.«

»Es... es waren deine Kameraden«, sagte ich stockend. Der Anblick der Toten erfüllte mich weder mit Erleichterung noch mit Triumph, sondern nur mit kaltem Entsetzen.

Shannon fegte meine Worte mit einer Handbewegung beiseite. »Das waren sie nicht«, behauptete er. »Sie waren Männer, die dem gleichen Herren dienten wie ich. Nicht mehr. Hast du das SIEGEL?«

Ich nickte, griff in die Tasche und zog den kleinen, flimmernden Stein hervor, gab ihn Shannon aber noch nicht, sondern blickte sekundenlang auf das so harmlos aussehende Stück Kristall herab.

»War es das wert?« fragte ich leise.

Shannon trat einen Schritt auf mich zu und streckte fordernd die Hand aus. »Es ist eines der SIEBEN SIEGEL DER MACHT«, sagte er, als wäre das allein Erklärung genug. »Hundertmal mehr Menschen sind gestorben um den Besitz eines dieser SIEGEL willen. Gib es mir.«

Ich gehorchte. Shannon schloß die Hand um den Stein und ließ ihn beinahe achtlos in der Tasche verschwinden.

»Ich habe mein Wort gehalten«, sagte ich. »Hältst du deines auch?«

»Zweifelst du daran?« fragte Shannon.

»Nein«, antwortete ich. »Aber ich verstehe dich nicht. Warum bist du geblieben?«

»Aus dem gleichen Grund, aus dem ich noch immer hier bin«, antwortete Shannon. Seine Stimme klang ein ganz klein wenig gereizt. Ich versuchte, auf geistigem Wegen mit seinem Bewußtsein Verbindung aufzunehmen, aber das Ergebnis war so, wie ich es erwartet hatte – als würde ich gegen eine Wand aus Stahl rennen.

Shannon verzog abfällig die Lippen. »Laß das, Robert«, sagte er. »Du weißt, wie sehr ich dir überlegen bin. Wir haben eine Abmachung. Ich werde bleiben, bis der letzte Mensch die DAGON verlassen hat. Aber versuche nicht, mich zu betrügen.«

»Das versuche ich nicht«, sagte ich hastig. »Ich... ich versuche nur herauszufinden, wer du eigentlich bist. Wir waren einmal Freunde, beinahe jedenfalls.«

»Freunde?« Shannon schüttelte den Kopf. »Das waren wir nie, Robert. Ich war schwach, und ich wurde dafür bestraft. Wir dienen verschiedenen Herren.«

»Dann sage dich von ihm los!« sagte ich heftig. »Necron wird dich benutzen, solange du ihm dienlich sein kannst, und dann töten. Komm zu mir. Ich... ich brauche einen Freund wie dich.«

»Das ist unmöglich, Robert«, sagte Shannon leise. »Ich werde gehen, sobald deine Leute in Sicherheit sind. Ich muß es.«

Mit einer fast verzweifelten Geste deutete ich auf die drei Toten. »Necron wird dich vernichten, wenn er erfährt, was du getan hast!« sagte ich.

»Das wird er so oder so«, antwortete Shannon. »Es macht keinen Unterschied mehr.«

»Warum hast du es getan? Warum... warum stellst du dich gegen deine eigenen Leute, um dann noch zu ihm zurückzukehren? Das ergibt keinen Sinn!«

»Dieses Schiff wird zerstört werden, Robert«, antwortete Shannon leise. »Im gleichen Moment, in dem ich es verlasse. Nur die Anwesenheit des SIEGEL schützt euch noch vor dem Zorn dessen, den Necron entfesselt hat. Du hast den Strudel gesehen und den Sturm. Dies alles ist sein Werk. Und er kann tausendmal Schlimmeres tun. Ich mußte sie töten, um das Leben deiner Freunde zu retten.«

»Und du behauptest, auf der anderen Seite zu stehen?« Ich schrie die Worte fast. »Du stellst dich gegen deinen Herren und tötest deine eigenen Krieger, um uns zu retten, und du behauptest noch immer, auf Necrons Seite zu stehen? Komm zu uns, Shannon.«

Shannons Blick wirkte auf unbestimmte Weise traurig.

»Das kann ich nicht, Robert«, sagte er sanft. »Was ich getan habe, hat nichts mit Ungehorsam zu tun. Mein Auftrag war, das SIEGEL zu holen, nicht zweihundert Unschuldige zu töten. Ich werde gehen, sobald der Letzte von Bord ist. Es dauert nicht mehr lang.«

»Du wirst sterben, Shannon«, sagte ich. »Vielleicht«, erwiderte Shannon. »Aber welche Rolle spielt ein Leben in dem Spiel, in das wir hineingezogen wurden, Robert? Diese Sache hier ist längst nicht mehr eine Angelegenheit der Menschen. Es ist ein Krieg der Götter, Robert.«

»Ein Krieg der Götter!« Ich spie die Worte beinahe aus. »Und geopfert werden Menschen, wie? Shannon, das kann nicht dein Ernst sein. Vernichte dieses verdammte SIEGEL und sage dich von Necron los, ich... ich flehe dich an!«

»Vernichten?« Shannon lächelte, als hätte ich etwas furchtbar Dummes gesagt. »Wie kann ein Mensch vernichten, was ein Gott schuf?« fragte er. »Die SIEBEN SIEGEL sind Dinge, die älter sind als unser Volk, Robert. Keine Macht dieser Welt kann sie zerstören.«

»Was bedeuten sie?« fragte ich. »Welche Macht geben sie Necron,

Shannon? Wird er die Welt beherrschen, wenn er ihrer habhaft geworden ist? Ist es das, was du willst? Daß dieses Ungeheuer in Menschengestalt noch mehr Leid und Tod verbreiten kann?«

Shannon lächelte abermals. »Du verstehst nichts, Robert«, sagte er. »Necron ist ein Narr, der untergehen wird, sobald er die Siegel erbrochen hat. Nicht mehr als ein Werkzeug, genau wie du und ich. Es sind die wahren Herren, die hinter den SIEGELN warten.«

»Die GROSSEN ALTEN.«

»Sie haben viele Namen«, antwortete Shannon. »Keiner von ihnen ist richtig und keiner falsch. Auch ich weiß nicht viel über die wahre Bedeutung der SIEGEL. Ich glaube, selbst Necron kennt nur einen kleinen Teil des Geheimnisses, doch auch er weiß schon mehr, als für einen sterblichen Menschen gut wäre.« Er stockte, sah mich einen Herzschlag lang an und lächelte abermals auf diese sonderbar traurige Art. »Ich muß jetzt gehen, Robert. Und auch du solltest gehen, wenn du dieses Schiff noch lebend verlassen willst. Denke daran – wenn das SIEGEL nicht mehr hier ist, gibt es nichts mehr, was die DAGON noch schützt.«

»Warte noch!« sagte ich, als sich Shannon umwenden und fortgehen wollte. Er blieb stehen und sah mich an.

»Ja?«

»Sehen wir uns wieder?« fragte ich.

Shannon schüttelte den Kopf. »Nein. Den Ort, zu dem ich gehe, hat noch kein Mensch lebend verlassen, der nicht unter Necrons Schutz stand. Versuche nicht, mir zu folgen. Es wäre dein Untergang.« Und damit wandte er sich endgültig um und ging, und nach einer Weile drehte auch ich mich herum und machte mich auf den Weg nach unten, wo das Tor auf mich wartete.

Und ein Wesen, das in den Körper Kapitän Bannermanns geschlüpft war und mich vielleicht töten würde.

* * *

Der Raum war leer. Das Flammen und Lodern des Pentagramms war auf ein sanftes, kaum noch wahrnehmbares Glühen herabgesunken, und von den zweihundert Männern und Frauen, die noch vor

Stundenfrist eine schier endlose Kette davor gebildet hatten, war nicht mehr die geringste Spur zu sehen. Selbst die toten Drachenkrieger und die Kadaver von Dagons Kreaturen waren verschwunden.

Dafür war ES da.

Es war nicht mehr Bannermann, aber es glich auch nicht mehr dem hornköpfigen Dämon, als der es mir einmal gegenübergetreten war und in dessen Gestalt es die beiden Drachenkrieger getötet hatte, sondern offenbarte sich mir als gigantische, krakenköpfige Scheußlichkeit, ein Ding, drei Meter groß und schwammig wie eine gräßliche Ausgeburt eines Fiebertraumes, beinahe formlos, übelriechend wie Aas und mit gelben, böse starrenden Augen ohne sichtbare Pupille oder Iris. Und irgend etwas sagte mir, daß dies seine wahre Gestalt war.

»Du Narr«, sagte es. Die Stimme war leise, schneidend wie geschliffener Stahl und erscholl direkt in meinen Gedanken. »Du hast mich betrogen, Robert Craven.«

»Ich mußte es«, antwortete ich. Meine Stimme versagte mir fast den Dienst. Es fiel mir unglaublich schwer, die gigantische Scheußlichkeit anzublicken.

»Du mußtest es? Warum?« Die lautlose Stimme klang zornig. »Ich stehe auf deiner Seite, Robert Craven. Ich kämpfe gegen dieselben, gegen die auch du kämpfst. Ich bin dein Freund!«

»Das bist du nicht«, antwortete ich, so fest ich konnte. »Du hast nie verstanden, was dieses Wort bedeutet. Du bist ein Feind meiner Feinde, aber das macht dich nicht zu meinem Freund. Du kämpfst einen Kampf, der nicht unser Kampf ist, und du kämpfst ihn auf unserer Welt.«

»Du verdammter Narr!« sagte das Ungeheuer. »Du weiß ja nicht, was du getan hast. Du hast Necron das erste der SIEBEN SIEGEL DER MACHT ausgehändigt. Warum?«

»Weil ich Shannon mein Wort gegeben hatte«, antwortete ich. »Hast du es vergessen? Keine Toten mehr. Das Leben der Männer und Frauen an Bord der DAGON gegen das SIEGEL.«

»Dein Wort!« keuchte der Unheimliche. »Du verschenkst das SIEGEL um deines Wortes wegen? Das verstehe ich nicht.«

»Vielleicht kannst du das auch nicht«, antwortete ich. »Möglicherweise

ist das der Unterschied zwischen uns und euch.«

Das Wesen antwortete nicht, aber seine zahllosen dünnen Arme begannen erregt zu peitschen. Eine wogende, einzeln nicht zu erkennende Bewegung lief durch seinen aufgedunsenen Leib.

»Ich sollte dich töten«, sagte es.

»Warum tust du es nicht?«

Die gelben Höllenaugen starrten mich an, und ich glaubte fast so etwas wie Erstaunen darin zu lesen. »Weil es keinen Nutzen hätte«, antwortete der Dämon schließlich. »Du kannst gehen.« Einer der dünnen schwarzen Tentakelarme deutete auf das Pentagramm. »Aber zuvor will ich dir noch etwas sagen.«

Ich sah den schwarzen Giganten an. Als er weitersprach, klang seine Stimme hohl und drohend, und seine Worte waren nicht einfach nur Worte, sondern eine düstere, unheilvolle Prophezeiung, deren wahre Bedeutung ich erst viel, viel später erkennen sollte.

»Du wirst leben, Robert Craven«, sagte er. »Aber merke dir dies: Du hast mehr getan, als mich zu hintergehen, mehr, als du jetzt bereits ermessen kannst.

Du hast das erste der SIEBEN SIEGEL DER MACHT in die Hände des Feindes geschenkt, das Siegel, das es ihm ermöglicht, auch die anderen zu finden und in seinen Besitz zu bringen.

Du hast das Schicksal deiner Welt in die Waagschale geworfen, Robert Craven. Bete zu deinen Göttern, daß du stark genug bist, sie zu euren Gunsten zu senken. Denn wenn es nicht gelingt, wird eure Welt untergehen.

Und merke dir noch dies, Robert Craven: Du hast mich betrogen, und wenn ich auch deine Gründe verstehe, so bin ich doch kein Gott, der vergibt.

Wenn wir uns wiedersehen, werden wir Feinde sein.«

Dann packte mich einer der schwarzen Schlangenarme, wickelte sich wie ein Lasso um meinen Körper und schleuderte mich ins flammende Herz des Pentagrammes hinein.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Die Boote kamen mit der Nacht und der Kälte. Sie glitten über das Meer wie dunkle Schatten, näherten sich den Ufern der kleinen Vulkaninsel. Und mit ihnen kam der Tod.

Seltsame, knöcherne Gestalten, dürr und zerbrechlich, mit Körpern wie aus blankpoliertem schwarzem Ebenholz – und **ohne Gesichter!**

Vor Tagen hatte es begonnen: Die bizarren, lebenden Boote waren wie aus dem Nichts erschienen, herangekommen – und wieder verblaßt, noch ehe sie die Insel erreichten.

In dieser Nacht würde es anders sein. Es war Vollmond. In dieser Nacht sollte das Grauen von dem kleinen Eiland im Indischen Ozean Besitz ergreifen – von **Krakatau!**

Gefangen im Dämonen-Meer